

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Band: 81 (1985)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

PETER ASSION UND ROLF WILHELM BREDNICH: Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten. Dörfliche Kultur vom 15. bis 19. Jahrhundert. Stuttgart: Kohlhammer 1984. 236 S., 130 Abb.

Bereits 1981 hatten beide Verfasser gemeinsam eine umfangreiche Bibliographie zur Haus- und Siedlungsforschung im südwestdeutschen Raum publiziert. Schon damals hatte es sich erwiesen, dass zwar infolge der dortigen natur- und kulturräumlichen Kleinlandschaften und der entsprechend verschiedenartig entwickelten Bauformen eine Vielzahl von Monographien entstanden war, dass jedoch offensichtlich gerade diese Differenziertheit bis heute eine übergreifende Darstellung verhindert hatte. Die jetzt vorliegende Veröffentlichung der Verfasser ist daher als ein erster Versuch zu sehen, unter Berücksichtigung der gegebenen räumlichen Gliederung die bisher gewonnenen Einzelergebnisse zusammenzufassen, die «Entwicklungslinien und die Ausprägung verwandter Grundmuster» in diesem Raum aufzuzeigen. Hierbei gilt ihr Interesse insbesondere der in den unterschiedlich natürlichen, geschichtlichen, wirtschaftlichen wie rechtlichen Gegebenheiten begründeten Dynamik innerhalb der von ihnen behandelten siebzehn Einzellandschaften, konkret gesagt: der differenzierten Entwicklung vom frühmittelalterlichen Vielgebäudegehöft zu den einzelnen spätmittelalterlichen Komplexbauten. Als am weitesten verbreitet erweist sich dabei unter diesen jene Bauform, die in sich sowohl Wohn- als auch Stall- und Scheunenraum unter einem einzigen Dach zusammenfasst. Vom fränkischen Bauland über den gesamten Schwarzwald hinweg bis in den Bodenseeraum bildeten so hier jahrhundertlang nach Aussagen der Verfasser quergegliederte «Einhäuser» die charakteristische Endform der dortigen spätmittelalterlichen Entwicklung. Erst in jüngerer Zeit erfolgte in vielen dieser Landschaften unter dem Vordringen des jüngeren Ernhauses wiederum deren Auflösung zu geordneten Dreiseithöfen. Lediglich auf klein- und mittelbäuerlichen Betrieben blieben auch weiterhin hier dergleichen Komplexformen bewahrt, sei es als ebenerdige Streckhöfe, sei es als gestelzte Bauten. Westlich und östlich dieses Einhausgebietes erscheint demgegenüber die Entwicklung nur bis zu älterer Wohnstallhausform vorgeschritten, die auch dort später zumeist wiederum vom Ernhaus abgelöst wurde, während südwestlich selbst bis in unsere Zeit noch immer das zweizellige Nur-Wohnhaus als eine modernisierte Form des frühmittelalterlichen «dreigiebeligen» Baues unverändert angetroffen wird.

Entsprechend dem Vorhaben der Verfasser ist, neben solcher Darstellung der Dynamik in der Entwicklung des Hausbaues, das Wohnen im Dorf des von ihnen bearbeiteten Raumes gleichrangiges Anliegen, wobei von ihnen unter diesem Begriff all jene «soziokulturellen Handlungen» verstanden werden, die «in zu privater Nutzung bestimmten Räumen vollzogen werden.» Begriffen werden von ihnen darunter nicht nur die primitiven Bedürfnisse des Kochens, Essens und Schlafens, sondern «die Vielzahl der Verrichtungen und Interaktionen, die im bewohnten Haus den Alltag bestimmten und zum Teil noch bestimmen». Zwar lagen den Verfassern für dergleichen Ausführungen bereits gewisse Vorarbeiten vor. Das für diese ihre Darlegungen aussagekräftigste Material entnahmen sie jedoch im wesentlichen älteren Bild- und Schriftquellen. Dazu zählten, um nur die wichtigsten darunter zu nennen, Berichte von Zeitgenossen, vornehmlich des 19. Jahrhunderts, Reisebeschreibungen, topographisch-historische Landesaufnahmen sowie medizinisch-statistische Topographien zur Verbesserung der Wohnweisen, insgesamt ein Material, dessen Bedeutung für eine ethnographisch ausgerichtete Hausforschung die Verfasser in einem Schlusskapitel noch einmal gesondert herausstellen.

Inhaltlich gesehen ist das Werk im wesentlichen eine Auswertung des bereits veröffentlichten. Inwieweit überdies eigene Erkundungen darin eingeflossen sind, ist nicht ersichtlich. Lediglich einmal, bei Ausführungen zur Baar, nennen die Verfasser eigene Beobachtungen. Das aber schmälert u. E. den Wert dieses Werkes nicht. Viel-

mehr stellt es einen ausgesprochen gelungenen Versuch einer hauskundlichen Überschau dar, und das nicht nur bezüglich des südwestlichen Deutschlands. Es ist und bleibt Modell für eine echt volkskundliche, d.h. für eine auf den Menschen als Erbauer und Nutzer des Hauses hin orientierte Sicht. Karl Baumgarten

DIENSTBOTEN IN STADT UND LAND. Vortragsreihe zur Ausstellung «Dienstbare Geister». Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten im Museum für Deutsche Volkskunde Berlin. Februar bis März 1981. Berlin: Museum für Deutsche Volkskunde 1982. 111 S.

Als Ergänzung zur Museumsausstellung, die den städtischen Dienstboten gewidmet war, wurde von der Volkshochschule eine Vortragsreihe veranstaltet, die auch Leben und Arbeitswelt ländlicher Dienstboten sowie Schwerpunkte aus dem Leben städtischer Dienstboten zur Darstellung bringen sollte. Dass die Vortragsreihe nun auch schriftlich vorliegt und über die Ausstellungsdauer hinaus greifbar ist, verdankt man dem grossen Erfolg, der die Ausstellung an drei Orte hin begleitete. Von den sechs Beiträgen, verfasst von Sozialhistorikern, Folklore- und Musikforschern, von Museumsleuten und Volkskundlern, können hier leider nur Einzelheiten genannt werden:

Rolf Engelsing, Berlin, gibt die Lebenswirklichkeit der Dienstboten anhand der schriftlich und mündlich vereinbarten Rechte und Pflichten wieder. Dass diese zuungunsten der Dienstboten geregelt wurden, blieb mangels der gewerkschaftlichen Organisationsbereitschaft der Betroffenen leider weit über die Industrialisierung hinaus harte Wirklichkeit, obschon oder vielleicht gerade weil die Industrie zum erstenmal eine echte Alternative für Bedienstete brachte. Nebst allen Härten darf auch erwähnt werden, dass v. a. das städtische Haus für viele Dienstboten Schul- und Ausbildungsersatz sein konnte, Aufstiegschancen bot und oft gute, lang dauernde Gemütsbeziehungen schuf.

Hermann Kaiser vom Museumsdorf Cloppenburg geht den Auswirkungen von Hausbau auf Gesindeordnung nach und stellt dabei eine Wärmehierarchie fest, der alle Hausbewohner unterworfen wurden.

Ingeborg Weber-Kellermann, Marburg, stellt die sozialen und kulturellen Strukturen von «Herr und Gscherr» dar, von zwei Gruppen mit je eigenen Mustern, die räumlich so eng miteinander verbunden und doch so weit voneinander entfernt waren.

Georg Schroubek, München, zeigt anhand von Quellen der Belletristik auf, dass Dienstboten durchaus auch die Rolle von Innovatoren haben konnten, wenigstens wenn es um lokale Spezialitäten ging, die die einheimische Speisekarte angenehm auflockerten.

Dorothe Wierling, Essen, arbeitet mit der Oral-History-Methode, um herauszufinden, wieweit sich junge Dienstboten dem bürgerlichen Anspruch auf Erzieh- und Formbarkeit der «armen Mädchen vom Lande» beugten.

Dieter Krickeberg, Berlin, schliesslich kommentiert gescheit eine Sammlung von Küchenliedern aus einem Jahrhundert.

Das hundert Seiten starke Büchlein vermittelt einen wirklichkeitsnahen Einblick in die Lebensweise einer fast verschwundenen unterprivilegierten Bevölkerungsschicht und ihrer Herren, wie sie sehr ähnlich auch bei uns bestand, den Weg zum wissenschaftlichen Objekt jedoch noch kaum geschafft hat. Maja Fehlmann

HENRY GLASSIE: *Passing the Time in Ballymenone. Culture and History of an Ulster Community.* Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1982. 852 S., Abb. (Publications of the American Folklore Society, New Series, 4).

Henry Glassie, ein amerikanischer Folklorist, zieht aus, um in einem abgelegenen, verlassenem Winkel Nordirlands zu retten und zu sammeln. Von seinen Gewährleuten wird er gleich anfangs darauf aufmerksam gemacht, dass er (selbst irischer Abstammung, ganz aus der Nachbarschaft, wie sich zufälligerweise herausstellt) wie

ein Lachs zurück zu seinem Ursprung gefunden habe. Damit verwandelt sich die Zufälligkeit des ausgesuchten wissenschaftlichen Objektes in eine starke emotionale Beziehung und Verpflichtung zwischen Forscher und Gewährsleuten. Glassie stellt sich die nicht leichte Aufgabe, ein getreues Abbild einer Gemeinschaft zu liefern, zu der er teils auch gehört, ohne damit zu verletzen und ohne Freundschaften zu zerstören. Seine Überlegungen zur Situation des involvierten Feldforschers und seine Art, sich und seine Gewährsleute mit Respekt, Distanz und dennoch Verbundenheit über die Runden zu bringen, seien jedem erfahrenen und angehenden Feldforscher zur Lektüre empfohlen.

Glassie sammelt zwischen 1972 und 1979 während mehrerer längerer und kürzerer Aufenthalte kilometerweise Tonbandmaterial: Alltagsschilderungen, Lieder, Gedichte, Geschichte und Geschichten. Daneben fotografiert und zeichnet er, erstellt Tabellen und Karten. Die unheimlich grosse Materialfülle ergibt einen Band von über 800 Seiten, gibt Auskunft über alle Lebensbereiche, die Ethnographen und Folkloristen üblicherweise beschreiben: Technologie und Arbeitsmethoden, Hausbau und Geselligkeit, Feste und Umgang mit Ungewöhnlichem. Das Ungewöhnliche an Glassies Bericht ist, dass es ihm gelingt, zwar die Kategorien seiner Gewährsleute anzuwenden, dabei dennoch tiefer zu schürfen und zu erklären. So stammt der Titel des Buches von den Leuten von Ballymenone selbst, die behaupten, bloss die Zeit zu vertreiben ('passing the time'), ob sie nun hart auf dem Feld arbeiten oder gemütlich ums Herdfeuer beisammen sitzen. Dabei geht es, wie Glassie die Leute es wiederum selbst ausdrücken lässt, darum, das Leben hier und jetzt zu bewältigen. Dass dies in einer von der Natur wenig gesegneten und von der Geschichte geradezu malträtierten Gegend (Terroranschläge fanden und finden im nahegelegenen Hauptort immer wieder statt) nicht leicht ist, erfährt man nicht erst durch Glassie. Er lehrt uns jedoch das Staunen darüber, dass hier Lebensbewältigung mit so viel Witz, Kunst und Gemütlichkeit stattfinden kann. Eine Erklärung dafür gibt es nicht, denn Kultur ist nicht, wie die Objekte der Naturwissenschaften, ein lösbares Problem, vielmehr sollen Wissen und Erkenntnis hier zur Selbstreflexion und zur Ehrfurcht vor dem Menschen führen.

Diese Ehrfurcht wachzurufen, gelingt Glassie in jedem Kapitel neu, indem er längere Tonbandpassagen einfühlsam kommentiert und in einen weiteren Zusammenhang stellt. Er beruft sich auf den Strukturalismus französischer Herkunft, was besonders einleuchtend wirkt bei den Kapiteln «Butter» und «Backstein». Die Herstellung der Backsteine war einst das Muster an Kooperation. Die mehrstufige Arbeit von der mühsamen Lehmgewinnung bis zum Brennen konnte nur mit viel Erfahrung und Hand-in-Hand-Arbeiten der verschiedenen Generationen zum Erfolg führen. Die Arbeiten fanden im Freien statt, zudem zur Sommerzeit, wo jeder auch sonst Arbeit genug gehabt hätte. Doch war die Backsteinherstellung eine der wenigen Möglichkeiten, zu Bargeld zu kommen. Die gemeinsame öffentliche Anstrengung wurde auch öffentlich belohnt. Noch heute (Backsteine kommen längst aus der Fabrik) lässt sich in aller Offenheit darüber sprechen.

Anders bei der Butter. Sie bot die zweite Möglichkeit, Arbeitserträge in Bargeld umzuwandeln. Doch fand diese Arbeit im Hause drin statt, es ging um individuell angeschafftes Rohmaterial. Der Verdienst entzog sich öffentlicher Kontrolle. Die Geschichten von Feen und Hexen, die ihre Finger bei der Milchverarbeitung mit im Spiel haben, sind unzählbar.

Bei aller Liebe zum Detail, beim einfühlsamen Darbieten und gescheiten Ordnen und Interpretieren des gesammelten Materials kann Glassie nicht auch noch Bezüge zu weiteren, zu verwandten Kulturen herstellen. Wieweit gelten die Interpretationen nur für Ballymenone oder allenfalls für Irland und nicht auch generell für Bauerngesellschaften, deren Subsistenzwirtschaft sich in Auflösung befindet? Ein genereller gesteckter Rahmen dürfte dem Anliegen des Autors, verschiedene Modi der Lebensbewältigung zu verstehen und zu unterstützen, keinen Abbruch tun. Er würde den Leuten von Ballymenone vielleicht mehr dienen als das noch so behutsame Retten und Sammeln in letzter Minute. So stellt sich denn bei aller mit dem Autor geteilten

Begeisterung für die Iren und bei der mit den Leuten von Ballymenone geteilten Begeisterung für «ihr» Buch die Frage, wie sehr hier einmal mehr ein Intellektueller einer grossen Insel dem Charme des «Primitiven» einer kleinen Insel erlegen ist.

Maja Fehlmann

DIE LEBENSTREPPE. Bilder der menschlichen Lebensalter. Eine Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt, Braunweiler. In Zusammenarbeit mit dem Städtischen Museum Haus Koekkoek, Kleve. Köln: Rheinland-Verlag 1983. 187 S., Abb. (Schriften des Rheinischen Museumsamtes, 23).

Der eigentliche Katalog zur Ausstellung mit 62 Bildern vom 16. bis zum 20. Jahrhundert füllt bloss etwa einen Drittel des Bandes, dem interessante und minutiös erarbeitete Texte zur Verbreitung, Symbolik und zum Wandel der Darstellung der verschiedenen Lebensalter vorangehen. Verschiedene Autoren kommen zu Wort, so befasst sich *Rudolf Schenda*, Zürich, mit der Popularisierung des Bilderbogens. Er stellt fest, dass der zur Rezeption eines solchen Bilderbogens nötige Kulturprozess bei uns an die 200 Jahre dauerte. Die diversen Fassungen zeigen deutlich, dass darin Muster für das Volk, nicht vom Volke abgegeben wurden. So zeigt das 19. Jahrhundert die Frauen im Vergleich mit Vögelein, die Männer dagegen im Vergleich mit kräftigen Tieren wie Ziegenbock, Leopard oder Löwe, ganz der bürgerlichen Rollen- und Verhaltenszuschreibung entsprechend. Er stellt auch die Frage, wozu es einer auf- und absteigenden Treppe bedarf zur Darstellung des menschlichen Lebenslaufes, weshalb es nie zur Darstellung einer Himmelsleiter kam, die doch eigentlich gerontokratischer und christlicher Tradition bestens entsprochen hätte. Die Frage bleibt unbeantwortet, legt aber die Annahme nahe, dass die bei uns verbreitete Huldigung an die Jugend eine ältere Tradition hat, als gemeinhin angenommen wird. Jedenfalls zeigen schon sehr frühe Darstellungen den verspotteten Greis.

Das 19. Jahrhundert schiebt die Todessymbolik, die bisher stark präsent war, an den Rand; das 20. Jahrhundert eliminiert sie ganz. Vorbild ist nicht mehr ein Leben auf den Tod hin, sondern das erfüllte Leben, das für Männer und Frauen vielfältig, aber doch immer mustergültig sein soll.

Im Anhang wird eine besonders für Lehrer aller Stufen interessante Auswertung gebracht, wie das Thema von Leben und Tod in der Schule durchgearbeitet werden kann.

Maja Fehlmann

HEIMATKUNDE ZEGLINGEN. Hg. v. Paul Tschopp. Liestal: Kantonale Schul- und Büromaterialverwaltung 1983. 125 S., Abb., 1 Flurnamenkarte.

HEIMATKUNDE AUGST. Red. Werner Reichmuth. Liestal: Kantonale Schul- und Büromaterialverwaltung 1984. 183 S., Abb., 1 Karte.

HEIMATKUNDE SISSACH. Red. Georg Siegrist-Frey, Hans Buser-Karlen. Liestal: Kantonale Schul- und Büromaterialverwaltung 1984. 416 S., Abb., 1 Karte, 6 Farbtafeln.

Im Hinblick auf die erste schweizerische Schulausstellung von 1863 in Bern machte Pfarrer und Bezirkslehrer Friedrich Nüsperli (1803–1876), der Schwager von Heinrich Zschokke, der basellandschaftlichen Lehrerschaft den Vorschlag, jeder solle eine geschichtliche und geographische Heimatkunde für sein Dorf verfassen. Man solle darin eintreten auf: «Die Geschichte des Dorfes, die Gränzen des Bannes, Grösse, Bäche, Quellen und Brunnen, Berge, Naturerzeugnisse, Wege und Strassen, Bodenbebauung, Beschreibung des Dorfes, Kirche, Schule, Pfarrhaus, Bevölkerung und deren Beschäftigung, Viehstand, Bienenzucht, Zahl und Art der Bäume, Gemeindehaushalt usw.»

Die Anregung stiess auf fruchtbaren Boden: An der Jahresversammlung der Lehrerschaft beschlossen die Anwesenden die Ausarbeitung und «dieselben sollten alsdann gesammelt als Werk über den Kanton Baselland zusammengebunden und in Bern ausgestellt werden». In der Folge sind handschriftliche Beschreibungen von 63 der damals 74 Gemeinden eingegangen. Sie befinden sich heute im Staatsarchiv Liestal, gebunden zu sechs dicken Foliobänden mit insgesamt 4000 Seiten Umfang. Die

Gegenwartskunden der 1860er Jahre bilden für Heimatforscher und Volkskundler einen wertvollen Schatz, weil sie uns auch über das damalige Volksleben wertvolle Auskunft geben, etwa über Ernährungsgewohnheiten, Bekleidung, Bildungsstand, Lesegewohnheiten, Vereinsleben sowie über Bräuche in Alltag und Festtag. Wie reich diese Heimatkunde und ebenso die später, zwischen 1904 und 1934 verfassten Ortschroniken an kulturgeschichtlichen Fakten sind, beweist uns Eduard Strübin in seinem «Baselbieter Volksleben» (Basel 1952, 2. Aufl. 1967).

Der soeben genannte gehört dann auch zu den treibenden Kräften in der «Arbeitsgemeinschaft zur Herausgabe von Baselbieter Heimatkunden», die kurz nach ihrer Konstituierung im Mai 1964 den Aufruf erliess, jede Baselbieter Gemeinde solle eine eigene Heimatkunde verfassen. Es wurden Richtlinien formuliert und ein Raster ausgearbeitet, nach welchem die neuen Gegenwartskunden strukturiert sein sollen. Der Bogen wird gespannt von den Naturverhältnissen und der Ortsgeschichte über Siedlung, Bevölkerung, Politik, Wirtschaft, Lebensweise, Erziehung, Kirche, Freizeitgestaltung (z. B. Vereine) bis zu Brauchtum in Lebens- und Jahreslauf. Nicht «verboten» sind natürlich Abweichungen von diesem Raster, ebenso Ergänzungen, etwa zu ortsspezifischen Eigenheiten. Obwohl die Ortsmonographien in erster Linie einen Querschnitt durch das gegenwärtige Leben in der Gemeinde verleihen sollen, sind selbstverständlich historische Rückblenden notwendig und wichtig. Besonders wertvoll sind da bei vielen Heimatkunden die eingestreuten Vergleiche mit den früheren Verhältnissen, so wie sie beispielsweise in den 1860er Heimatkunden dargestellt wurden. Sehr unterschiedlich ist übrigens die Anzahl der Autoren: Sie reicht von einem einzigen oder einigen wenigen in kleineren Gemeinden bis zu einem halben Hundert in den Fällen von Liestal (1970) und Allschwil (1981). Dass eine solche Monographie nicht ausschliesslich auf dem eigenen Boden wachsen muss, beweist gerade der letztgenannte Band, woran eine ganze Reihe von auswärtigen Fachleuten als Autoren von speziellen Fragen mitgewirkt hatten. Die Herausgabe der Heimatkunden wird übrigens finanziert durch den Lotteriefonds des Kantons, die jeweilige Gemeinde und eventuell noch durch weitere Institutionen. Damit ist auch dafür gesorgt, dass die Werke zu einem erschwinglichen Preis erscheinen können und so geradezu zu einem «Hausbuch» in der jeweiligen Ortschaft werden.

Anlass zu diesen allgemeinen Bemerkungen über eine Buchreihe, die Nachahmung verdiente, gibt mir der Umstand, dass in den zwanzig Jahren seit dem Aufruf der nach wie vor tätigen Arbeitsgemeinschaft (sie betreut die Herausgabe) genau zwanzig Heimatkunden erschienen sind. (Die ersten Bände waren 1966 Pfeffingen und Gelterkinden.) Die neuesten drei Bände behandeln die Gemeinden Zeglingen, Augst und Sissach.

Die Zeglinger Heimatkunde ist vor allem das Werk von Paul Tschopp, der nach seiner Pensionierung als Lehrer es sich zum Ziel gesetzt hat, über seine Wahlgemeinde eine Monographie zu verfassen. Obwohl das Dorf geprägt ist von einem gewaltigen, inzwischen stillgelegten Gipssteinbruch, hat es seinen ländlichen und bäuerlichen Charakter bewahren können; es kennt sogar eine Form von Berglandwirtschaft. Trotz der zahlreichen Auspendler bis hinunter ins entfernte Basel und trotz der Existenz von lediglich noch einem Wirtshaus scheint das Dorfleben intakt. Wie schon seit langer Zeit sind auch gegenwärtig «Dorfnamen» gebräuchlich zur Unterscheidung der gleichnamigen Familien. So werden beispielsweise die fünf Fritz Rickenbacher folgendermassen auseinander gehalten: Brosi Fritz, Murer Fritz, Sager Fritz, Schütz Fritz und Schuenoldi Fritz. Bemerkenswertes erfährt man über die Beziehungen zu den Nachbargemeinden des Dorfes an der Kantongrenze: Die Bindungen zu den Baselbieter Nachbarn ergeben sich in wechselnder Konfiguration durch überkommunale Schul- und Kirchgemeinde, Zivilstandskreis und gemeinsames Schützenhaus. Wesentlich lockerer ist dagegen die Beziehung zum katholischen solothurnischen Nachbardorf, wo lediglich einige leidenschaftliche Kartenspieler ihr Stammlokal haben...

Die Heimatkunde Augst ist nach meinem Dafürhalten etwas zu sehr historisch geraten. Zwar darf Augst als Nachfolgesiedlung der grossen Römerstadt Augusta

Raurica auf eine stolze Vergangenheit zurückblicken, die auch in einer Heimatkunde durchaus Erwähnung finden darf. Und es gehört selbstverständlich zu einer Gegenwartskunde, dass die Planungsprobleme, welche Augst mit dem Nachlass der Römer hat, besprochen werden. Doch neben den Römern nimmt auch sonst die Vergangenheit viel Raum ein; die Publikation setzt sich streckenweise aus einer Sammlung von Mini-Chroniken über Bauten, Firmen, Institutionen usw. zusammen. Trotzdem bietet auch diese Heimatkunde dem Volkskundler in vielen Kapiteln reiches Material, etwa über einen Augster Amerika-Auswanderer, über die Berufsfischerei, über alte Buben-spiele oder über Brauchtum im Jahreslauf. (Die Lebensgewohnheiten der Bevölkerung und die «Rites de passage» fehlen.) Eingestreut sind zahlreiche Reminiszenzen von Hans E. Keller, der zuerst an dieser Heimatkunde gearbeitet hatte, aber lange vor Abschluss des Manuskripts verstorben ist.

Auch in Sissach hat der ursprüngliche Hauptverfasser, Max Frey, den Abschluss der bereits 1966 begonnenen Heimatkunde nicht mehr erlebt. Sie ist von den drei hier anzuzeigenden Bänden die umfangreichste, behandelt aber auch eine grössere Gemeinde (5000 Einwohner). Unter den vielen volkskundlich relevanten Beiträgen erwähnen möchte ich das grosse Kapitel über Bräuche im Jahres- und Lebenslauf, das viele Zeitungsbelege verwertet, das ferner einen Namenvergleich der Kinder mit Geburtsjahr 1920, 1940 und 1982 enthält und das auch Handwerksbräuche beschreibt. Zum ersten Mal in einer Baselbieter Heimatkunde wird auch untersucht, wo die Schulkinder einer Gemeinde ihre Sommerferien verbracht haben (1983) und in welchen Jugendorganisationen die 560 befragten Sissacher Schüler sich betätigen. Wie jeder Band ist auch die Heimatkunde Sissach reich mit sorgfältig ausgewählten historischen und aktuellen Bildern, mit Plänen und Graphiken ausgestattet. Ein Novum in der Reihe sind allerdings hier acht Farbtafeln. Bedauerlich an diesem Band ist einzig eine Uneinheitlichkeit im redaktionellen Abschluss: Während gewisse Fakten bis zur Drucklegung im Sommer 1984 nachgeführt sind, finden wir in andern Abschnitten keine neueren Angaben als 1981. Doch dieser vielleicht kleinlich wirkende Schönheitsfehler trägt kaum zur Wertverminderung dieser Gemeindemonographie bei, auf die der Bezirkshauptort so lange warten musste. Sie fügt sich würdig in die Reihe ein.

Dominik Wunderlin

KULTUR ZWISCHEN BÜRGERTUM UND VOLK. Hg. von Jutta Held. Berlin: Argument-Verlag 1983. 182 S., 17 Abb. (Argument-Sonderband, 103).

Zwei der Tugenden dieses Sammelbandes springen sofort ins Auge: Er vereint nicht nur, was ja selten ist, Historiker, Volkskundler, Kunst-, Literatur- und Musikwissenschaftler zur Dokumentation wenn nicht gemeinsamer, so doch paralleler Bemühungen um die Konstitutionsgeschichte der bürgerlichen Kultur; er führt auch das zu oft Getrennte, nämlich Abhandlungen über die frühe Neuzeit und solche über die entwickelte Bürgerlichkeit des späten 18. Jahrhunderts, zusammen. Die Beiträge konvergieren, da kann man dem Vorwort der Herausgeberin sicher zustimmen, in dem Bemühen, weder «reduktionistisch, ökonomistisch» (5) zu sein noch Kulturformen bloss immanent statt in ihren Funktionen für Produktion, Reproduktion und vor allem auch Politik eines Gesellschaftsganzen zu untersuchen. Ob alle Autoren sich freilich, wie das Vorwort es ebenfalls nahelegt, als Teilnehmer einer innermarxistischen Diskussion verstehen, ist zumindest fraglich.

Die elf meist kurzen, teilweise fast zu skizzenhaften Aufsätze des Bandes sind chronologisch geordnet. Eine andere, inhaltlichere Gliederung fällt auch in der Tat schwer, sei aber zu Zwecken der Rezension immerhin versucht.

Eine Gruppe von Beiträgen widmet sich dem Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Kultur und der Mentalität, der Kulturpraxis und -auffassung des Bürgertums oder einzelner seiner Schichten. *Jörg Jochen Berns*: «'Dies Bildnis ist bezaubernd schön'. Magie und Realistik höfischer Porträtkunst in der Frühen Neuzeit» behandelt primär die innerfeudalen Porträtfunktionen und arbeitet hierbei u. a. Zusammenhänge zwischen Verwendungs- und Darstellungsweisen heraus, wobei er, seines Zeichens Literaturwissenschaftler, überzeugend den Nutzen literarischer Quellen für die

Kunsthistorik demonstriert; er zeigt zudem auf, dass die frühe Neuzeit auch die Zeit der beginnenden Demokratisierung der «Porträtwürdigkeit» ist. *Hans-Heinrich Nolte*: «Kapitalmentalität und Rentenmentalität» untersucht anhand von Kölner Erbdokumenten aus dem 17. Jahrhundert verschiedene Auffassungen von Kapitalnutzung und fragt nach deren Abhängigkeit von Konfession und Wirtschaftsphase. *Klaus Gerber* umreist in «Gelehrtenadel und feudalabsolutistischer Staat» Desiderate einer Geschichte der frühhumanistischen nobilitas literaria in Italien und ihrer Rolle bei der Ausbildung bürgerlich-intellektueller Mentalität. *Jörn Garber*: «Von der Menschheitsgeschichte zur Kulturgeschichte» gibt einen Einblick in die Kulturgeschichtsschreibung der deutschen Spätaufklärung und hebt deren Blick für das Ensemble materieller und intellektueller Kulturbedingungen hervor. Ein knapper Beitrag von *Peter Schleuning* über «Kenner und Liebhaber» steuert Notizen zu elitäristischen Tendenzen in der bürgerlichen Konzertpraxis und -diskussion des 18. Jahrhunderts bei und erinnert an steckengebliebene Ansätze zu einer «allgemeinen musikalischen Volksbildung» (73).

Die übrigen sechs Aufsätze widmen sich primär der Konfrontation bürgerlicher Kultur mit traditioneller Volkskultur. *Norbert Schneider*: «Strategien der Verhaltensnormierung in der Bildpropaganda der Reformationszeit» zeigt, dass die Lasterkritik der damaligen populären Druckgraphik unter der Flagge des Zurück zu feudalen Normen eine neue, wesentlich manufakturkapitalistische Disziplinierungsethik befördert. Als Pendant zu Schneiders Beitrag könnte man den von *Jutta Held* über «Goyas Reflexion der Volkskultur in Spanien» sehen: Held zeigt an Goyas Volksdarstellungen, dass dieser nicht einfach aufgeklärte Kritik an Laster und Aberglauben betreibt, sondern – ersichtlich z. B. an seiner Bewertung von Blindheit und Sehen als «Metaphern für die alte und die neue Kultur» (155) – sich der Ambivalenz des Fortschritts durchaus bewusst ist.

Michelle Vovelle gibt mit «Heldenverehrung und Revolution» einen Abriss unterschiedlicher Heldenkulte in der französischen Revolution und betont dabei Divergenzen zwischen revolutionsoffiziellen und spontan-volkstümlichen Formen. *Martin Scharfe*: «Subversive Frömmigkeit» geht an Beispielen aus dem württembergischen Protestantismus des 18. Jahrhunderts der defensiven und offensiven «Distanz unterer Volksklassen zur offiziellen Religion» (117) nach: vom unterlassenen Gottesdienstbesuch über Abstinenz vom ehelichen Verkehr bis hin zu biblisch begründeter Steuer- und Kriegsdienstverweigerung. *Gottfried Korff* analysiert in «Zwischen Sinnlichkeit und Kirchlichkeit» die Resistenz katholischer Volksfrömmigkeit gegenüber aufklärerisch beeinflussten Kultformen und erklärt solche Abwehrhaltungen u. a. mit den sinnlichen Gratifikationen der überlieferten Bräuche. Im dritten volkskundlichen Beitrag des Bandes, «Die Fackel der Natur vorgetragen mit Hintansetzung alles Aberglaubens», behandeln *Wolfgang Alber* und *Jutta Dornheim* den Zusammenstoß «medikaler Laienkultur» mit der sich etablierenden professionellen Medizin, die an den «Bedürfnispotentialen und Nutzungsdispositionen unterer, speziell ländlicher Bevölkerungsschichten» (116) im Gegensatz zur ersteren vielfach vorbeigegangen sei, «so fortschrittlich aus heutiger Sicht die meisten Intentionen der Gesundheitsaufklärer waren» (177). So differenziert wie diese letztere Formulierung gehen die Volkskultur-Beiträge des Bandes insgesamt vor: Sie reklamieren die parteiliche Befangtheit vieler bürgerlicher Borniertheitsvorwürfe gegen Volks-«Aberglauben» und Volkstraditionen überhaupt, folgen aber nicht einfach der verbreiteten Mode, den «Abschied vom Volksleben» nun durch einen «Abschied von der Aufklärung» zu widerrufen.

Bernd Jürgen Warneken

THE FISHING CULTURE OF THE WORLD: Studies in Ethnology, Cultural Ecology and Folklore. Ed. by Bela Gunda. 2 Vol. Budapest: Akadémiai Kiadó 1984. 583 + 664 S., Abb., Tab. Karten.

Diese Festgabe zu Holger Rasmussens 70. Geburtstag lässt im ersten Band – nach der Laudatio – insgesamt 28 Autoren zu Wort kommen. Fünf Beiträge (auf den S. 49–

59 und S. 469–583 – weshalb eigentlich hierher plaziert?) sowie der gesamte zweite Band des Werkes behandeln ausschliesslich aussereuropäische Fischereithemen und müssen für diese Anzeige aus Kompetenzgründen leider unberücksichtigt bleiben. Wie es bei gleichen Anlässen häufig der Fall ist, bietet diese Festschrift, in ihrem «Europa»-Band, viel Neues und Gutes neben einigem, das leichtgewichtiger erscheint. Wertvolle Anregungen wird der Fischereivolkskundler von weitaus den meisten Studien empfangen: beginnend mit *Andres von Brandts* «Klassifizierung der fischereilichen Fangmethoden» (S. 27–48), über *Bela Gundas* hervorragende Untersuchung «Fish poisoning in the Carpathian area and in the Balkan Peninsula» (S. 181–222) bis zu *Kustaa Vilkinas* klugen Gedanken über «Fischfanggeräte und das Verhalten der Fische» (S. 447–453). Hervorheben möchte der Rezensent ausserdem die unter ethnographisch-kulturhistorischem Aspekt besonders interessanten Arbeiten von *Gösta Berg* «The use of fish skins in Northern Europe before the industrial era» (S. 91–104), von *Arved Luts* über das bislang völlig vernachlässigte Thema «Provisorische Unterkünfte der estnischen Meeresfischer» (S. 297–314) sowie von *Octavio Filgueiras* über die Formenvielfalt der Fischerboote in Portugal (S. 143–180), schliesslich die drei inhaltlich zusammengehörenden Studien zum Fischverzehr: *Anette Mauss* und *Günter Wiegelmann* «Fischversorgung und Fischspeisen im 19. und 20. Jahrhundert: Versuch einer quantitativen Analyse [deutscher Kochbücher]» (S. 315–335), *Göran Norsanders* «Fishfood among Swedish countryside people» (S. 359–379) und *Miklós Szilágyi* «Methoden der Fischkonservierung bei den Ungarn» (S. 423–433). Mit volkskundlichen Problemen der europäischen Binnenfischerei beschäftigten sich fünf Autoren: *Jiří Andreška* «Development of fish-pond culture in Bohemia» (S. 77–89), *Jan Podolák* «Fischerei in der Slowakei: bisherige ethnographische Forschungsergebnisse» (S. 381–386), *Geraint Jenkins* «The trapping of salmon in the rivers of England and Wales» (S. 239–250), *Arthur West* «Ancient Irish fishing weirs for salmon» (S. 455–468) und *Ede Solymos*, der sich in einer weiteren Hypothese zur Entwicklungsgeschichte der sackförmigen Schleppnetze im östlichen und südöstlichen Europa versuchte (S. 387–406). Von grossem Wert unter volkskundlichem Aspekt ist die Aufnahme zweier Beiträge über das Sammeln von Mollusken: *Alexander Fenton* «Notes on Shellfish as food and bait in Scotland» (S. 121–142) sowie *Gavon Sprott* «Pearl Fishing in Scotland» (S. 407–422). Schade, dass der Herausgeber das Sammeln weiterer litoraler Produkte (z. B. Vogeleier, Seetang, Wasserpflanzen) unberücksichtigt liess, wofür zumindest in Nils Storå (Åbo/Turku) ein international bekannter Spezialist zur Verfügung gestanden hätte. Als Archäologin untersuchte *Vázquez Varela* die Fischereiverhältnisse während der eisenzeitlichen Periode der sogenannten Castrokultur im Nordwesten Spaniens (S. 435–445). Fünf Beiträge des Europabandes sind wichtigen volkskundlichen Fragen der Seefischerei gewidmet: *Enrica Delitala* «Lobster fishing in a Sardinian fishing village: Stintino» (S. 105–119), *Francisco Lourido* «The seafaring fishing family as an economic community in Porto do Son, Galicia» (S. 261–279). *Olof Hasslöf* behandelt sein altvertrautes Thema «Customs, laws and organization in Nordic Fishing» (S. 223–238). Viel Neues und Wichtiges steht schliesslich bei *Orvar Löfgren* «The making of a fisherman: the social context of socialization in a Swedish fishing community» (S. 281–296) und in *Poul Moustgaard's* Essay über die Gadidenfischerei in zwei Dörfern der dänischen Nordseeküste: «The fishing community, the gear and the environment» (S. 337–357). Es ist schade, dass kein Beitrag eines Ethnographen aus den sozialistischen Ländern über volkskundliche Probleme der Gegenwarts-Fischereikultur einbezogen worden ist, so dass sich Vergleichsmöglichkeiten zur Situation in Skandinavien ergeben hätten. An Themen dürfte da kein Mangel herrschen: Die neuartige Verwendung traditioneller Fischerboote zum Freizeitsegeln und zur Sportfischerei oder die veränderte Mitarbeit und Rolle der Seefischerfrauen seien als Beispiele hier nur angedeutet. Für die allgemeine Bewertung dieses ersten Bandes der Festgabe muss Vilkuina vorbehaltlos zugestimmt werden, der seine Studie mit den Worten schloss: «Aus dieser Sicht ist die Veröffentlichung dieses grossen Sammelwerkes über die Fischerei eine äusserst verdienstvolle und lobenswerte Tat.» Dem Rezensenten drängt sich nur die Frage auf: Hat dieser

Aufwand (breiteste internationale Beteiligung und weltumspannender Blickwinkel), hat dieser geballte Materialeinsatz (wieviele Bäume mussten für die Herstellung dieser 1250-Seiten-Publikation eigentlich gefällt werden?), bei Beschränkung auf den einzigen Themenkomplex «Fischerei», der doch lediglich für einen Ausschnitt aus dem Gesamtschaffen eines «Vollblut»-Volkskundlers wie Holger Rasmussen repräsentativ ist, hat das alles einen wahrhaft ehrenden Festblumenstraus zustande gebracht, oder wäre ein bisschen weniger hier mehr gewesen? Wolfgang Rudolph

ÖKOLOGIE, PROVINZ, REGIONALISMUS. Von Ina-Maria Greverus und Erika Haindl. Mit Beiträgen von Katharina Blaser u. a. Frankfurt a. M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1984. 342 S., Abb. (Notizen, Bd. 16).

Es handelt sich bei diesem Band um die Fortsetzung des Notizen-Bandes Nr. 14: «Versuche der Zivilisation zu entkommen» (vgl. die Besprechung im SAVk 80/1984). Beide Bände zusammen enthalten die wichtigsten Ergebnisse eines Forschungsprojektes des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Im vorliegenden zweiten Teil des Projektberichtes wurde versucht, Randgebiete Europas, nicht zuletzt auch schweizerische Peripherieregionen, von innen heraus zu betrachten. Regionale Entwicklungsprozesse, Planung und Reaktionen darauf werden sowohl aus subjektivem Erleben heraus (z. B. *Anna Rattis* «Lebensgeschichte einer Heimat») und objektivierend-analytisch (*Ina Maria Greverus*: «ÖKO PRO REGION. Region zwischen Planung und Protest»; *Heinz Schilling*: «Der lange Weg zur Heimat. Die Chancen der Region als Handlungslandschaft») dargestellt. Diese Aufsätze sowie sieben «Plädoyers für die Region» bringen dem Leser die Regionsproblematik mehr als nur oberflächlich näher und bilden gleichzeitig eine Klammer um sechs Berichte, die materiell-praktische und publizistisch- bzw. politisch-handlungsorientierte Beispiele zur «kulturellen Aneignung und Gestaltung menschlicher Umwelten» vorstellen.

Regionen werden in diesem Buch auf ihre Aktivitäten hin (als Handelnde) und auf ihre Verwertung hin (als Objekte) betrachtet. Dabei wird hervorgehoben, wie wichtig die Bedeutung der Verfügbarkeit über Produktionsmittel als materielle Basis regionaler Volkskultur ist. Gegen rein folkloristische und ideologische (auch «spiritualistische») Regionskonzepte werden berechtigterweise Einwände erhoben.

Das Literaturverzeichnis ist recht umfassend und bezieht sich auf die ganze Aufsatzsammlung, die einen weiteren Einblick in Forschungsprozesse am Frankfurter Institut gibt und aufgrund der behandelten Beispiele für Leser, die sich mit der Schweiz beschäftigen, besonders interessant ist.

Robert Kruker

DIE ANDERE KULTUR. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht. Hg. v. Helmut Fielhauer und Olaf Bockhorn. Wien: Europaverlag 1982. 366 S., Abb., Tab.

Im Anschluss an den Volkskunde-Kongress in Kiel formierte sich auf Anregung von Helmut Fielhauer ein Arbeitskreis zur Förderung der Arbeiterkulturforschung. Dabei wurden die Wiener Teilnehmer beauftragt, ein erstes Treffen der «Kommission Arbeiterkultur» zu organisieren. Dieses fand 1980 statt. Im hier anzuzeigenden Tagungsbericht sind 22 Referate über Grundsätzliches zur Arbeiterkultur, über konkrete Teilaspekte der Kultur von Arbeitern in Vergangenheit und Gegenwart und schliesslich über Arbeiterkultur und Museum veröffentlicht. Im Einleitungsreferat weist *Wolfgang Jacobeit* auf die wichtige Tatsache hin, dass es *den* Arbeiter genauso wenig gegeben hat wie *den* Bauern, *den* Handwerker usw.» Wolfgang Jacobeit spricht dann ausführlich über die historischen Grundlagen volkskundlicher Proletariatsforschung, über Industriegeschichte, Arbeits- und Lebensbedingungen, Gemeinschaftsformen und Organisationsprozesse, über politische Kampfformen und sozialistische Bildungs- und Kulturarbeit. Gute Ergänzungen zum teilweise etwas stark auf die Forschungsprämissen in der DDR verengten Blickwinkel Wolfgang Jacobeits bilden die Beiträge von *Svend Aage Andersen* (Aarhus, Dänemark) und von *Dieter Kramer*. In

Skandinavien wird eine fachübergreifende Arbeitsweise im Forschungsgebiet «Arbeiterkultur» praktiziert, wobei die Aufarbeitung von Arbeitererinnerungen eine zentrale Rolle spielt, wie Andersen berichtet. Für Kramer ist die Frage wichtig, wie weit die Erforschung von «Arbeiterkultur» über die empirische Beschreibung einer «Oberfläche der Formationsspezifität» hinauskommt. Wie berechtigt diese Frage ist, zeigen einige Beiträge im zweiten Teil des Bandes. Zwischen theoretisch-methodischen Ansprüchen und konkreten Einzelstudien gibt es verständlicherweise eben noch Unterschiede. Diese zu verringern, war eines der erreichten Ziele der ersten Tagung der Kommission «Arbeiterkultur». Die Anstrengungen gehen ja bekanntlich weiter, der Wiener Tagungsbericht ist nicht mehr der einzige. Robert Kruker

GERDI MAIERBACHER-LEGL: Schnitzmöbel im altbayerischen «Bauernbarock» des 19. Jahrhunderts. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde; München: Bayerisches Nationalmuseum 1984. 148 S., 12 Taf. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 16).

Das Manuskript hat 1981 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München als Magisterarbeit im Fach deutsche und vergleichende Volkskunde vorgelegen. Referent war Professor Dr. Helge Gerndt.

Die Verfasserin gibt zunächst eine Literaturübersicht zum Forschungsstand, der ihr das Hintergrundwissen bei der Bearbeitung des Themas geliefert hat. Die von ihr behandelten Möbel kommen überwiegend im Raum zwischen Inn und Isar vor, und zwar in Teilen dieses Raumes, die durch die Ortsbegriffe Obstädt (Landkreis Ebersberg), Mangfall-Gau (ehem. Landkreis Bad Aibling und Landkreis Miesbach) bzw. Irschenberg (Landkreis Rosenheim) gekennzeichnet sind. Man wird gut tun, bei dem Begriff Mangfall-Gau, der wohl aus den dreissiger Jahren stammt, Vorsicht walten zu lassen, da er, wie alle Gaunamen, unbestimmte Grenzen hat. Die Untersuchung der Verfasserin stützt sich auf 280 bekanntgewordene Objekte. Die Verfasserin konnte (S. 29) feststellen, dass es nie kleine oder Nebenerwerbsbetriebe sind, in mehreren Fällen sogar überdurchschnittliche Betriebsgrößen, in denen die Möbel zu finden waren. Dieser Eindruck, der hier geweckt wird, bleibt problematisch. Nur wenn man die Betriebsgrößen der einzelnen Besteller kennt, kann man verlässliche Relationen aufstellen. Nun sind die ehemaligen Betriebsgrößen des Untersuchungsraumes bereits weitgehend durch den «Historischen Atlas von Bayern» erschlossen, der aber nicht hinzugezogen wurde. Nimmt man beispielsweise die heute noch erhaltenen Höfe mit Fassadenmalerei her und ermittelt für diese die Betriebsgrößen zur Zeit der Entstehung der Gemälde, so muss man immer wieder feststellen, dass es gerade nicht die Voll- und Halbbauern gewesen sind, die sich solche Bemalung geleistet haben. Warum sollte es bei den Möbeln nicht ähnlich gewesen sein? Im 19. Jahrhundert hat ein häufiger Besitzwechsel stattgefunden, und die Wanderung der Möbel auf dem Erb- und Heiratsweg müsste ebenfalls erst einmal in mühsamer Kleinarbeit rekonstruiert werden.

Die technologischen Untersuchungen werden (ab S. 36) speziell am Schrank vorgenommen. Volkskundlich gesehen wäre es wünschenswert gewesen, besonders einmal die ortsüblichen Bezeichnungen mitzuteilen, also statt Schrank Gewandkasten, statt Glasschrank Glaskasten und statt Kommode Kommodkasten. Im übrigen ist gerade dieser technologische Teil hervorragend gearbeitet, wobei der Autorin ihre Berufsausbildung als Schreinerin sehr zugute kommt. In diesem Zusammenhang konnte sie eine wichtige Feststellung treffen: So ist nicht das Unvermögen der Handwerker, sondern sind andere, wahrscheinlich ökonomische Gründe dafür verantwortlich zu machen, dass die Rahmentüre so selten zur Ausführung gekommen ist. Hier wird der Kern des ganzen Problems «Bauernmöbel» deutlich sichtbar. Die technologische Untersuchung berücksichtigt selbstverständlich auch die Werkzeugkunde. Nicht minder klar erkennt sie das weitere Prinzip in der Gestaltung dieser Möbel, wenn sie davon spricht, «die unterschiedlich reiche Ausgestaltung der Möbel» ist auch nicht als Massstab für ein Niveaufälle des Handwerks zu werten, sondern ist in erster Linie ein Spiegel der Nachfrage und des Marktes, wie Untersu-

chungen zeigen, und ebenso, dass die beliebige Austauschbarkeit und Kombinationsfähigkeit der einzelnen Gestaltungsmerkmale untereinander fast zum Prinzip erhoben werden kann.

Der letzte Teil befasst sich mit ikonographischen Fragen, dabei wird auch auf das Thema «Guter Hirte und gute Hirtin» verwiesen, ohne aber die Zusammenhänge mit der damaligen Katechese und Volksfrömmigkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts näher zu berühren. Meisternamen erscheinen eine ganze Reihe, auch bisher nicht beachtete. Bei Balthasar Fröhl hätte noch Peter von Bomhard: «Die Kunstdenkmale des Landkreises Rosenheim», herangezogen werden können, in dem weitere kirchliche Aufträge, die Fröhl erhielt, aufgeführt sind.

Die Möbelforschung in Oberbayern ist mit der Arbeit von Gerdi Maierbacher-Legl um ein gutes Stück weitergekommen. Torsten Gebhard

CLAUS STEPHANI: Volkserzählungen der Zipser in Nordrumänien. Marburg: Elwert 1983. 325 S., 84 Abb., 5 Karten (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 29).

Der Band enthält 449 Erzählungen, die Claus Stephani «in den letzten fünfzehn Jahren im Wischauer Land (Ostmaramuresch), im Grenzwald zum Oascher Land (Westmaramuresch), im südlichen Buchenland (Bukowina) und im Nösnerland (Nordsiebenbürgen) unmittelbar 'aus dem Volksmund' auf Tonband aufgezeichnet» hat. Das Material «erscheint nun hier in unveränderter Fassung oder leicht bearbeitet und gekürzt als Nacherzählung». Ausserdem enthält der Band 23 bzw. 7 Texte aus dem Nachlass der Volkserzähler Alexander Zeppelzauer und Leon Kulhanek.

Die Zipser sind Bergleute, Bauern, Waldarbeiter und Flösser. Ihre Einwanderung in die genannten Gebiete begann im 18. Jahrhundert und setzte sich in mehreren Wellen bis ins 20. Jahrhundert hinein fort. Bei der Volkszählung 1977 betrug die Zahl dieser Bevölkerungsgruppen ca. 5 000.

Claus Stephani hat grosse Dienste geleistet durch das Zusammentragen reichen Materials aus der Volkskultur dieser kleinen ethnischen Gruppen. Er hat mehr als hundert Arbeiten über die Zipservolkskunde veröffentlicht, darunter z. B. die Sammlung «Erfragte Wege. Zipser Texte aus der Südbukowina, Kreis Suceava». Bukarest: Kriterion 1975, die zum Teil in dem neuen Band wiedergegeben ist.

Das Erzählungsmaterial besteht aus: *Mära* – «eine Art Märchen, Wunder- und Zaubergeschichten, unterhaltsam, nicht glaubwürdig», deren «Handlung im Wassertal, in der näheren und weiteren Landschaft um Oberwischau» spielt, *Kaska* – «lustige Erzählungen», von Zipser Holzfällern und Flössern abends am offenen Feuer erzählt, *Kschichtn* – die dem Schwank und dem Witz ähnlich sind.

Die 449 von Claus Stephani gesammelten Texte sind thematisch in drei Kategorien gegliedert: *Vom Riesen und Drachen* (Orte und Landschaften, vom Teufel und Höllenhund, von seltsamen Tieren und menschenähnlichen Wesen, Zwergen, Hexen, Feen, Schätzen, «gerechten Räubern» usw.), *Hexen- und Trudenwege «am Scharfn Stagl»*, und *Märchenhafte Erzählungen*. Die erwähnten Erzählungen aus den Sammlungen von Alexander Zeppelzauer und Leon Kulhanek bilden die IV. Gruppe.

Das Buch von Claus Stephani ist als «abwechslungsreiches Lesebuch» gedacht; es verdient jedoch auch die Beachtung der Volkserzählforscher und -wissenschaftler, die sich für kleinere Bevölkerungsgruppen interessieren oder Interferenzen in der Volkskultur untersuchen. Das Buch verfügt über eine Anzahl von Arbeitsinstrumenten: eine Bibliographie der Zipservolkskunde in Nordrumänien nach 1944, ein Motiv- und Sachregister, einen reichen Bildteil u. a. Ion Talos

MUSIKETHNOLOGISCHES KOLLOQUIUM ZUM 70. GEBURTSTAG VON WALTHER WÜNSCH (1978). Die Südosteuropäische Volkskultur in der Gegenwart. Referate der 4. Internationalen Balkanologentagung (1970). Hg. v. Alois Mauerhofer. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1983. 173 S., Abb., Taf., Kart., Notenbeispiele, Tanzschrittnotationen (Musikethnologische Sammelbände, 6).

Vorliegender Kongressaktenband bringt die Referate der letzten (noch unpublizierten) der fünf von Walther Wunsch im Zeitraum von 1964 bis 1972 in Graz abgehaltenen Balkanologentagungen, deren Publikationen trotz mannigfacher Bemühungen nicht zustande gekommen sind. Sie liegen durchwegs in deutscher Übersetzung vor, viele davon auch, wegen des grossen zeitlichen Abstandes, in bereits überarbeiteter Form, zusammen mit zwei Referaten des 1978 abgehaltenen Musikethnologischen Kolloquiums. Diese beiden Aufsätze entstammen der Feder von *O. Elschek* (Bratislava): «Das Bildungsideal in der gegenwärtigen Musikwissenschaft und Musikethnologie» (S. 9–23), und von *Franz Födermayr* (Wien): «Zum Konzept einer vergleichend-systematischen Musikwissenschaft» (S. 25–40, mit drei Diagrammen), und haben allgemein-musikethnologischen Charakter.

Die übrigen zwölf Referate entstammen der Grazer Balkanologentagung von 1970, haben nicht nur musikwissenschaftlichen, sondern generell volkskundlichen Charakter und sind zum Teil schon in den südosteuropäischen Landessprachen publiziert worden. Durch ihre Übersetzung ins Deutsche sind sie aber der internationalen vergleichenden Volkskunde hier zugänglich gemacht. Der erste Beitrag, «Einige Tiermasken des Westbalkans» von *V. Belay* (Zagreb) (S. 41–52, mit drei Verbreitungskarten), versucht, einen Überblick über das «künstliche» Tier (im wesentlichen die Equidenmaske in zwei-, drei- oder vierbeiniger Ausformung als *turca* oder *džamala*) im jugoslawischen Raum (die Ausgriffe nach Nordgriechenland sind eher schwach belegt) zu geben, wobei freilich Kretzenbachers Aufsatz zu den Equidenmasken bei den Slowenen (Lares 1959) wie auch viele andere südosteuropäische Maskenliteratur nicht berücksichtigt sind. Die Übersichtskarten demonstrieren anschaulich das bekannte Faktum, dass es in Zentraljugoslawien so etwas wie eine maskenfreie Zone gibt.

M. Camaj berichtet «Zum gegenwärtigen Stand der Volksdichtung in Albanien» (S. 53–58), *D. Cvetko* über «Die Volksthematik in der neueren slowenischen Musik bis in die sechziger Jahre» (S. 59–65), der Altmeister *M. Gavazzi* über «Die Erbschaft der Vergangenheit in der gegenwärtigen Volkskultur Südosteuropas» (S. 67–76), der inzwischen verstorbene *Hasan Kaleshi* (Priština) über «Den orientalischen Einfluss auf das albanische Volksmärchen» (S. 77–96). *R. Katzarova* (Sofia) trägt einen Aufsatz bei mit dem Titel «Derwisch-Karnevalsspiele im Dorf Lessitschevo-Kreis Pasardschik» (S. 97–113, 7 Abb. auf Taf., Tanzschrittnotationen), eine interessante Fallstudie von Maskierungsbrauch, das nichts mit religiöser Verkleidung zu tun hat, wohl aber mit den verwandten Kukeri-Spielen und den nordgriechischen «Araber»-Verkleidungen. *R. Medenica* (Beograd) schreibt über «Charakterologisches und kulturhistorisches Profil der montenegrinischen Kurzgeschichte» (S. 115–129), *O. Mladenović* über die «Neubelebung alter Volkstanztypen in Jugoslawien» (S. 131–136), *Sh. Pllana* (Priština) «Über den Volksgesang der Albaner in Kosova» (S. 137–150, mit Notenbeispielen und 1 Abb. im Text), *Cv. Rithman* (Sarajevo) über «Kinderlieder in der Volkstradition Bosniens und der Herzegowina» (S. 151–160, 14 Notenbeispiele, 4 Abb. im Text), der ebenfalls dahingeschiedene Altmeister der bulgarischen Volkskunde, *Chr. Vakarelski*, über «Alte Überreste in der Lebensweise der islamisierten Bulgaren in den Rhodopen» (S. 161–167) sowie der ebenfalls verstorbene *V. Žganec* (Zagreb) über «Den glagolithischen Gesang als kostbares kulturhistorisches Erbgut der Kroaten» (S. 160–173).

Die thematische Zusammensetzung und der interethnische Aufbau des Kongressaktenbandes, in Ansehung auch der bereits publizierten Bände, lassen eine gewisse Nostalgie nach diesen Grazer Balkanologentagungen aufkommen, an denen so viele bekannte Gelehrte teilgenommen haben und die leider keine Nachfolge gefunden haben.

Walter Puchner

ŽENSKA OGLAVLJA: Narodni Muzej Zadar. Etnografski odjel. 7.–28. X. 1982 (Katalog der Ausstellung «Die Kopfbedeckung der Frau im Dinara-Gebiet», Autor der Ausstellung und des Kataloges: Jasenka Lulič). Zadar: Narodni Muzej 1982. 12 S., 5 Abb., 8 Zeichnungen.

Die Ethnographische Abteilung des Nationalmuseums Zadar zeigte vom 7.–28. Oktober 1982 eine Ausstellung, die sich mit den verschiedenen Arten der Kopfbedeckung der Frauen im Dinara-Gebiet beschäftigte. 81 Exponate und Bilder zeigten Hauben, Kappen, Tücher und Trachten, die durch Farben, Farbharmonie, Muster und Motive zu den schönsten zählen. Es wurde nicht nur das Gebiet der Dinara bis zur Küste behandelt – die Küstengebiete des Velebit Gebirges, Ravni kotari und der Bukovica –, sondern auch die norddalmatinische Inselwelt, von der Insel Rab im Norden bis zur Insel Murter (20 km nördlich von Šibenik). Die Ausstellung liess sich daher nach diesen beiden Aspekten gliedern: der Bezirk Dinara am Festland einerseits und die vorgelagerte adriatische Inselwelt («Jadransko») andererseits.

Die Ausstellung selbst folgte ästhetischen Aspekten: dem Status der Frau, dem sozialen Stand und der Gliederung in Mädchen, Braut, verheiratete und unverheiratete Frau, alte Frau und Witwe sowie dem Jahreslauf und den Festen Geburt, Hochzeit, Tod.

Das Tragen der traditionellen Tracht sowie der Kopfbedeckung, die ja einen Teil davon darstellt, verringerte sich nach dem Ersten Weltkrieg durch die steigende Industrialisierung; nach dem Zweiten Weltkrieg reduzierte es sich auf ein unbedeutendes Mindestmass. Es kam zu einer Vereinheitlichung, die Kappe als Kopfbedeckung des Dinara-Gebietes wurde vom Kopftuch verdrängt, das vorher nur im Adriagebiet üblich war.

Zwei besonders schöne Kappen des Dinara-Gebietes seien hervorgehoben. Bei der einen handelt es sich um die sogenannte «Rote Kappe», einen ausnehmend schön geschmückten, mit Perlen und Pfauenfedern verzierten Kopfschmuck, der typisch war für unverheiratete Mädchen der griechisch-orthodoxen Religion. Sie war Symbol der Jungfrau. Unter der Kappe trug das Mädchen die Haare kunstvoll um den Kopf geflochten und mit einer bunten Kordel verziert. Dieser Kopfschmuck kann wissenschaftlich bis in die Zeit der Illyrer nachgewiesen werden. Die zweite ist die Brautkappe «perla», in dreieckiger Form, deren Besonderheit eine Stickerei aus Pfauenfedern und echten Perlen ist, versehen mit einer Anzahl von Münzen, den Reichtum der jungen Frau offen zur Schau stellend.

In den adriatischen Küstengebieten und den vorgelagerten Inseln finden sich nur Kopftücher, die jedoch besondere Frisuren notwendig machten, geschmückt mit durchgezogenen bunten Bändern. Diese Bänder lassen Rückschlüsse auf Stand und soziale Zugehörigkeit zu. Die Frisuren stopfte man sogar mit Watte aus, so dass oft kunstvolle Gebilde entstanden. Nur in der Trauerzeit liess man die Haare offen herunterhängen. Da das Tuch der hauptsächliche Kopfschmuck war, findet sich eine Fülle von besonders schönen Mustern in Stickerei, gehäkelten Spitzen, seidenen oder wollenen Bändern und Flitter. Es fällt auf, dass eine Unterscheidung nach Nationalitäten vorhanden ist. Die serbischen Tücher sind in dunklen Farben gehalten, die kroatischen sind heller, mit einem aufgestickten Adler und Schmucknadeln zur Befestigung am Kopf. Auch hier verdient ein Kopfschmuck besondere Beachtung: der Kranz der adriatischen Braut, mit einer Krone, Kunstblumen in den Zöpfen, Metallschmuck und Bändern.

Ein Überblick über die Brauchtumszusammenhänge, das Material und die Herstellung rundeten die Ausstellung ab. Ein trotz geringem Umfang ausführlicher Katalog lässt auch dem Interessenten, der die Ausstellung nicht sehen konnte, einen tiefen Einblick in die Vielfalt der Hauben, Tücher, Frisuren und Muster gewinnen. Ausserdem spiegelt das präsentierte Material die sozialen Verhältnisse der Frau im ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder.

Hans Werner Bousska

ERNŐ KUNT: Volkskunst ungarischer Dorffriedhöfe. Übers. v. Valér Nagy. Budapest: Corvina Kiadó 1983. 99 S., 31 Textabb., 40 Schwarzweiss- und 16 Farbfotos (Ungarische Volkskunst).

Ernő Kunts Untersuchung *Temetők népművészete* liegt auch in deutscher Sprache vor. Kunt wählt aus dem ganzen Bereich des Totenkultes die Erscheinungsformen der

Dorffriedhöfe und ihrer Grabmäler aus. Eingangs verweist er auf das Schamanentum der vorchristlichen Ungarn, das sich möglicherweise in bestimmten Bräuchen gehalten hat. So mögen die Obst- oder Nadelbäume, die häufig auf dem Grab eines Verstorbenen gepflanzt werden, auf den Glauben zurückgehen, dass sie «Wohn- und Aufenthaltsorte der Seele» sind. Auch die Totenpfähle (*kopjafa*, wörtlich Speerholz) reichen in die vorchristliche Zeit zurück, werden aber seit 1543 von Calvinisten in Siebenbürgen als Grabmäler bevorzugt, wohl um ihre Gräber von jenen der Katholiken zu unterscheiden, die stets die Kreuzform verwenden.

Der ungarische Dorffriedhof folgt in seiner Anlage bestimmten Gesetzmässigkeiten, die den Bereich der Toten schützen. Alter des Friedhofs, die konfessionelle Zugehörigkeit und der soziale Stand des Toten sind klar erkennbar. Die Grabmäler selber zeigen regionale Unterschiede sowie den Einfluss des verwendeten Materials. Das Grab selber wird stets hoch aufgewölbt und bleibt als Grabhügel erkennbar.

Der ungarische Dorffriedhof ist Ausdruck der dörflichen Gemeinschaft. Der Grabholzschneider ist Teil dieser Gemeinschaft. Die Veränderung der alten Dorfgemeinschaften in moderne Produktionsgenossenschaften sowie die Verlagerung der Arbeitsstätte in Betriebe ausserhalb des Dorfes gefährden die Tradition der Dorffriedhöfe, so dass der Eindruck entsteht, Kunt habe die Äusserungsformen einer Tradition eingefangen, die im Begriffe ist, in Vergessenheit zu geraten, und es vielleicht teilweise schon ist. Die zahlreichen Abbildungen veranschaulichen auf eindrückliche Weise seine Ausführungen, ein Verzeichnis der Ortsnamen, die ausserhalb der Landesgrenzen liegen, erleichtert die Orientierung, doch hätte sich der Leser deutscher Zunge eine Karte des alten Ungarn als zusätzliche Skizze gewünscht.

Paula Hefti

TONE CEVC: Arhitekturno izročilo pastirjev, drvarjev in oglarjev na Slovenskem. Kulturnozgodovinski in etnološki oris. Ljubljana: Državna založba Slovenije 1984. (Die bauliche Überlieferung der Hirten, Holzfäller und Kohlenbrenner in Slowenien). 313 S., 409 Abb.

Das Thema der baulichen Überlieferung der ausserhalb von geschlossenen Ortschaften, in der Einsamkeit der Alpen und Wälder lebenden Gruppen von Hirten, Holzfällern und Kohlenbrennern hat der Autor bereits in seiner Dissertation bearbeitet; damals mit dem Titel «Die Hirtenhütten in den Julischen und Karnischen Alpen und das vordawische Substrat in ihrer baulichen Überlieferung» (Laibach 1969). Gründliche und sich über Jahre hinstreckende Feldforschungen, eine sehr informative Bildgestaltung, eine Fülle von Konstruktionszeichnungen und technischen Zeichnungen, eine sehr klare Gliederung nach Sachgebieten liessen ein Werk entstehen, das in seiner Reichhaltigkeit nach Text und Bildmaterial einen tiefen Einblick gewährt.

Das untersuchte Gebiet umfasst hauptsächlich die Republik Slowenien, in kleinerem Masse jedoch auch jenes, das von Slowenen besiedelt ist; daher wurden auch grenzüberschreitend italienische und österreichische Randgebiete in die Untersuchung miteinbezogen. Beginnend mit der Hallstattzeit reicht der Untersuchungszeitraum bis in die Gegenwart.

Im einleitenden Kapitel beschreibt der Autor die Umstände, die zur Entwicklung des Almwesens, der Holzfällerei und der Köhlerei in Slowenien geführt haben. Ein Zusammenhang Weidewirtschaft und prähistorische Eisengewinnung (Einsammeln des Eisenerzes) wird vom Autor dabei vermutet.

Im Kapitel Siedlung werden die Einflüsse der geographischen Gegebenheiten auf die Entstehung und Besiedlung der Alpen untersucht, ebenso die vermögensrechtlichen und wirtschaftlichen Umstände, die sich auf Weidewirtschaft und Weiderechtigung ausgewirkt haben. Die überlieferte Siedlungsform ist in Slowenien die Streusiedlung. Die Grösse bewegt sich von üblicherweise zehn bis fünfzehn Hütten bis sogar hundert auf der Velika planina. Dagegen zählen die Holzfäller- und Köhlersiedlungen meist nur ein bis zwei Hütten. Da es sich um temporäre Siedlungen handelt, sind sie bescheiden ausgestattet. Sie bieten dem Bewohner nur die Bedingungen,

die für den saisonbedingten Aufenthalt notwendig erscheinen: Schlafen, Aufenthalt, Kochen und wirtschaftliche Beschäftigung. Diesen Bereichen sind auch die nachfolgenden Kapitel gewidmet. Das Kapitel «Bau» und «Konstruktion» berichtet vom verwendeten Baustoff und der Bauweise. Für die Wahl des Baustoffes, ob Holz oder Stein, sind wichtige Gründe massgebend gewesen, z. B. Holzmangel, ein Verbot für die Verwendung von Holz als Baumaterial oder ähnliches. Anthropogene Eingriffe in die Natur haben oft Veränderungen des Vegetationsbildes zur Folge gehabt. Im Laufe der Zeit hat sich aus der reinen Stein- oder Holzbauweise eine Mischform entwickelt. Die Bauten sind von den Hirten, Holzfällern und Köhlern errichtet worden. Daher wird an dieser Stelle auch das verwendete Zimmermanns- und Maurerwerkzeug aufgezeigt.

Breiten Raum nimmt die Konstruktion der Bauten ein. Der Bogen spannt sich dabei von Wänden über Dach, Fenster, Türen, Feuerstelle, Raumanordnung (Wohnräume, Wirtschaftsräume), Einrichtung der Räume, Essbesteck bis zum schmückenden Element, der Verzierung der Holzteile.

Die Holzbauten werden auf zwei Arten errichtet, als Ständerbau (mit prähistorischer Bauüberlieferung aus der Hallstattzeit, Ausgrabungen in Most na Soči) oder Blockbau, der jetzt vorherrschenden Bauform. Sehr genaue Zeichnungen und viele Fotos erläutern die Bauweise. Auch die Steinwände werden verschiedenartig errichtet. Trockenbauwände, ohne Verwendung von Mörtel, sind die älteste und einfachste Art, Wände zu errichten. Sie wird dort verwendet, wo Steine als Baumaterial zur Verfügung stehen und diese Bauweise überliefert ist, so z. B. am Karst für Wetterschutzhütten oder für Stallungen am Fuss des Krn sowie auch für Hirtenhütten in den Kamniker Alpen. Mit Mörtel gebaute Wände bleiben gewöhnlich ohne Verputz. Dies verleiht den Hirtensiedlungen von Bovec und Kobarid sowie den Maiensässen oberhalb des Gailtales ihr charakteristisches Aussehen.

Bei allen Siedlungsgebieten trifft man Dächer verschiedenster Form an, wobei sie innerhalb eines Siedlungsgebietes meist gleichartig sind. Es finden sich Pultdächer, Giebeldächer, Walmdächer, runde, ovale, kegelförmige u. a. Dächer. Auch die Deckung ist verschiedenartig: Holz, Stein (Schiefer), Stroh, seltener Ziegel oder Blech. Der Autor teilt die Dachkonstruktionen in die üblichen zwei Gruppen: Pfettendächer und Sparrendächer. Pfettendächer sind die häufigste Konstruktionsform; Sparrendächer haben sich in Slowenien weniger durchgesetzt.

Tür und Fenster werden anschliessend behandelt. Die Türen sind kleiner und in der Konstruktion einfacher als bei Dauersiedlungen. Statt Fenster hat es zuerst winzige Luken, später kleine Fenster gegeben. Heute sind sie durch fertig gekaufte grössere ersetzt. Die Feuerstätten sind das Zentrum des Wohnsitzes. Sie sind verschieden gross, aus Stein oder Holz, gemeinsam ist, dass auf offenem Herd gekocht wird. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts hat man sie allmählich durch gemauerte oder eiserne ersetzt, was den Aufenthalt in den Räumen wesentlich angenehmer gestaltet.

Raumanordnung und Nutzung werden von wirtschaftlichen Momenten geprägt. Überflüssigen Raum gibt es nicht. Die Grösse richtet sich einzig nach der Anzahl der Personen, für die der Bau bestimmt ist. Auf der mittelalterlichen Alm Dolga ujiva hat man Überreste von 2 x 3 m grossen Hütten gefunden. Die Wirtschaftsräume sind für die Almbauten ebenso wichtig wie die Wohnräume. Heualmen brauchen den Heustadel zum Aufbewahren des Heus. Auf Milchalmen ist die Käserei notwendig, wobei der Käse in einem eigenen Raum, dem Keller, zum Reifen aufbewahrt wird. Die Raumanordnung auf den verschiedenen Almen ist aus Karten und Grundrissen zu entnehmen. Vertikale und horizontale Raumanordnung sind vorgekommen, wobei horizontal hauptsächlich Unterstände, Holzfäller- und Köhlerhütten, vertikal hingegen meist Sennhütten gebaut sind.

Die Einrichtung der Räume ist zweckmässig und logisch, alles andere als gemütlich. Sie sind zumeist nur mit dem Allernotwendigsten ausgestattet. Nur auf Heualmen, die länger als ein halbes Jahr bewohnt sind, ist dabei das Platzangebot grösser, die Einrichtung besser. Trotzdem wird auch die Schönheit miteinbezogen. Die schöpferische Phantasie des einzelnen bewirkte, dass Teile aus Holz beschnitzt, verziert oder beschriftet worden sind.

Der abschliessende Teil des Werkes ist dem Ursprung der Bauüberlieferung gewidmet. Der Autor ist der Meinung, dass manche Typen von Unterkünften Elemente prähistorischer Bauüberlieferung beinhalten bzw. beibehalten haben. Mit einer Fülle von Ausgrabungsergebnissen und Bauvergleichen sichert er seine Überlegungen ab. Eine Typologie bietet eine Übersicht über die Typen der in Slowenien vorkommenden Hirten-, Holzfäller- und Köhlerunterkünfte. Sie bringt auch einen Überblick über die Sennhütten und Wirtschaftsgebäude auf den Maiensässen und den Hochalmen, ebenso über die Holzfäller- und Köhlerhütten.

Der Autor schliesst mit dem Wunsch, diese Objekte nicht als Museumsexponate zu sterilisieren, sondern im Alltag zu belassen und integriert leben zu lassen.

Das Buch stellt nicht nur eine Bereicherung durch das geschriebene Wort dar, 409 Bilder und hervorragende, klare Zeichnungen lassen es förmlich zu einem Bilderbuch der Sennen, Köhler und Holzfäller werden.

Hans Werner Bouska

ALBRECHT LEHMANN: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1983. 317 S.

Sechszwanzig autobiographische Dokumente (mündlich erzählte und auf Tonband aufgenommene Lebensgeschichten) bilden die empirische Grundlage der von Albrecht Lehmann durchgeführten Untersuchung, die sich zum Ziel gesetzt hat, volkscundliche Erzählforschung und Bewusstseinsforschung miteinander zu verbinden. Die Auswahl der in der Publikation in Kleindruck wiedergegebenen Passagen aus den durchschnittlich vierstündigen autobiographischen Erzählungen richtet sich nach den wissenschaftlichen Erkenntniszielen des Verfassers, die in der unausweichlichen Verknüpfung jeder Einzelbiographie mit Geschichte, Kultur und Gesellschaft liegen.

Die autobiographischen Erzählungen stammen von Männern aus dem Arbeiterstand, die zur Zeit der Erhebung (1978/79) zwischen 55 und 65 Jahre alt waren, also derjenigen historischen Generation angehören, welche die folgenschweren Ereignisse des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit (des Nachkriegselends) bewusst erlebt haben. Alle 86 Gesprächspartner wohnten in Hamburg; 48 von ihnen waren dort geboren, die übrigen schon seit längerer Zeit dorthin zugezogen. Die Einschränkung des Samples auf die Stadt Hamburg geschah bewusst, sollte doch ein Beitrag zur Grossstadtvolkscunde geleistet werden, wie sie in der Tradition des Hamburger Volkscunde-Seminars liegt.

Der qualitativen Auswertung der erzählten Lebensgeschichten gehen ausführliche Überlegungen zu Problematik und Methode autobiographischer Untersuchungen voraus, die jeder dankbar zur Kenntnis nimmt, der autobiographische Aussagen in seine Forschung einzubeziehen gedenkt. Lehmann beschreibt darin die Bedingungen einer optimalen Erhebungssituation sowie die Anforderungen an eine sachgemässe Interviewtechnik, die dem Informanten im Gespräch die Führungsrolle überlässt, damit er bei der Schilderung seiner Lebensumstände seine Persönlichkeit voll ins Spiel bringen kann. Es folgen einige Bemerkungen über die unterschiedlichen Erzählstile der Informanten («Erzählen» und «Berichten», Vorliebe für Vergleiche, z.B. zwischen «damals» und «heute» sowie zwischen Angehörigen verschiedener kriegsführender Nationen usw.). Öfters wurden dem Interviewer Fotos, Zeitungsausschnitte und andere Belege vorgezeigt, nicht zuletzt auch Narben als Folge von Kriegsverletzungen oder Unfällen.

Die eigentliche Analyse bezieht sich auf die Widerspiegelung politisch-historischer Entwicklungen in den Erzählungen der Informanten, die in ihrer lebensgeschichtlich bedeutsamen Phase die Eingliederung in die Hitlerjugend, oft auch den Arbeitsdienst und – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die militärische Ausbildung, danach den Krieg und vielfach auch die Gefangenschaft erlebt hatten. Diese von mehreren der Erzähler im Rückblick als «gestohlene» oder «verlorene» Zeit bezeichnete Epoche ihres Daseins ist das beherrschende Thema vieler der registrierten Lebensgeschichten. Der prägenden Kraft der politischen und militärischen Zwänge im Leben der Informanten steht vielfach ein gewisses Desinteresse mit

Bezug auf das spätere politische Geschehen in der Bundesrepublik gegenüber. Das Berufliche steht dann im Vordergrund, wobei es sich bei den befragten Arbeitern nicht um irgendwelche Aufstiegsperspektiven handelt, sondern um die Sicherheit des Arbeitsplatzes und um die Auswirkungen der Rationalisierung auf das Arbeitstempo, das bei altersbedingtem körperlichem und geistigem Kräfteabbau unter Umständen nicht mehr eingehalten werden und dann zur Versetzung, wenn nicht zur Entlassung des Arbeitnehmers führen kann.

Ausser den historisch-politischen Ereignissen als Richtpunkten für die Gliederung der Lebensgeschichten kommen auch noch andere Leitlinien zur Sprache wie z.B. die Geschichte des Wohnens, also die eigene Wohnbiographie, oder die Entwicklung des persönlichen Einkommens im Verhältnis zu den Lebenskosten. Auch die bei steigendem Einkommen stets besseren Konsumchancen (z.B. mit Bezug auf Urlaubsreisen) wurden manchmal zur Leitlinie des Erzählens, wobei auch die zu eigen gehaltenen Automodelle eine wichtige Rolle spielten. Ebenso dienten die konventionellen Lebensalterkategorien Kindheit, Jugend, Erwachsenenzeit (Jahre des Familienlebens) und der «nachelterliche» Lebensabschnitt einigen Informanten als Einteilungsschema.

Wo im Jugendalter (nach Schulaustritt) eine Berufslehre zustande kam, lag der Lehrberuf vielfach ausserhalb der Interessen und Wünsche der betreffenden Jugendlichen, und ein Umsatteln war in den ersten Nachkriegsjahren äusserst schwierig; zudem trat jetzt das Problem der Familiengründung in den Vordergrund. Diese Fehlentwicklung auf dem für das Leben zentralen Gebiet des Berufes wird nicht als eigenes Versagen erlebt, sondern mit der Überzeugung, eine Chance zur beruflichen Entfaltung bereits in der Jugend nicht bekommen zu haben.

Bei der qualitativen Auswertung der erzählten Lebensgeschichten beweist der Verfasser grosses Einfühlungsvermögen und die Fähigkeit zur Begriffsentwicklung; sein Buch ist ein beträchtlicher Gewinn für die Erkenntnis des Bewusstseins heute lebender Menschen.

Arnold Niederer

JAHRBUCH 2 DER HISTORISCHEN GESELLSCHAFT LUZERN. Luzern: Historische Gesellschaft 1984. 94 S., Abb.

Das 2. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern entstand mit Hilfe einer Reihe von finanziellen Beiträgen und präsentiert sich als adrettes Heft mit zahlreichen Illustrationen. Redaktionell betreut von *Christine Meyer-Freuler*, bietet es nebst Berichten der kantonalen Denkmalpflege und Archäologie eine Lizentiatsarbeit von *Georges Herzog*: Die Kerzenstangen der Bruderschaften und Zünfte im Kanton Luzern. Die Kerzenstangen gehören zu jenen Forschungsgegenständen, die sehr lange zwischen dem Sessel der Kunstgeschichte und der Bank der Volkskundler ins kulturelle Niemandsland fielen. Erst seit den späten 1960er Jahren gibt es einige Arbeiten aus dem deutschsprachigen Ausland. In der Schweiz war es verdienstvollerweise Alfred A. Schmid, der diese Forschung in Gang brachte, der Lehrstuhlinhaber für Kunstgeschichte an der Universität Freiburg i.Ue. (Der Autor schreibt den Namen dieser von jeher zweisprachigen Stadt richtig, im Gegensatz zur Redaktorin, welche die französische Schreibweise bevorzugt, obschon es in deutschen Texten üblich ist, von Genf, Mailand, Prag usw. zu schreiben, nicht von Genève, Milano, Praha ...)

Herzog klärt erst einmal, was er unter Kerze, Tortsche und Flambeau versteht, und setzt sich dann mit der funktionalen und formalen Herkunft und Entwicklung dieser Lichtträger auseinander. Man sollte freilich bei solchen Herleitungsbemühungen nicht ausschliesslich auf den religiösen Bereich abstellen. Die barocken Gottesdienstformen strahlten auch in Weltlichkeit, und Gesellschaften wie Einzelpersonen benötigten für nächtliche Gänge durch die unbeleuchteten Gassen oft dieselben Lichtträger. Leider haben sich die profanen Sachgüter des Alltags noch spärlicher erhalten als die sakralen. Von mindestens zweiundvierzig Kerzenstangen, die sich 1786 für die Zünfte und Bruderschaften der Stadt Luzern nachweisen lassen, existieren gerade noch deren zwei! Herzog zieht die historischen Quellen heran und ver-

sucht, die Stangenfiguren in die noch ungenügend erforschte Luzerner Plastik des 17. Jahrhunderts einzuordnen. Wesentlichster Teil seiner Arbeit wird auch für die Volkskunde der Katalog der rund siebzig im Kanton Luzern noch vorhandenen Kerzenstangen bleiben. Der Bestand ist gefährdet: Nur noch deren zehn sind in ihrer ursprünglichen Funktion, fünfundzwanzig haben keine Funktion mehr, viele sind umgearbeitet, weil die Prozessions- und Umgangsfreude seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil stark abgenommen hat. Hoffentlich folgen bald entsprechende Arbeiten im ganzen katholischen Gebiet, solange es überhaupt noch Kerzenstangen gibt.

Peter F. Kopp

KULTURELLES ERBE UND ANEIGNUNG. Festschrift für Richard Wolfram zum 80. Geburtstag. Hg. von Olaf Bockhorn und Helmut P. Fielhauer. Wien 1982. 312 S., 42 Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde Wien, 9).

Richard Wolfram stellt ein Stück Wissenschaftsgeschichte des Faches Volkskunde dar; so wird man es als glücklichen Einfall der Herausgeber dieser Festschrift bezeichnen müssen, dass sie nicht eine diffuse Menge von Fachvertretern, die mit dem Jubilar in mehr oder minder lockeren Beziehungen gestanden haben, zu Beiträgen in einem Sammelband bewegten, sondern dass sie sich ausschliesslich auf Schüler Wolframs beschränkten, und hier wiederum nur auf solche, die in irgendeiner Form (Tätigkeit an wissenschaftlichen Institutionen, Museen und Bildungseinrichtungen) auch beruflich dem Fach Volkskunde verpflichtet geblieben sind.

Es ist kennzeichnend für das breitgefächerte wissenschaftliche Interesse des Geehrten, dass die sechzehn hier versammelten Beiträge nahezu über alle Bereiche des volkskundlichen «Kanons» – dessen Existenz bekanntlich immer wieder bestritten wird – streuen. Es finden sich Arbeiten zur sogenannten Sachvolkskunde (*Elisabeth Bockhorn*: Tür und Tor / *Heinz Dosedla*: Fallenfischerei in Murau und Mount Hagen), zur religiösen Volkskunde (*Olaf Bockhorn*: Opferwidder und Widderopfer / *Helmut Fielhauer*: Palmesel und Erntekrone), zur Volkskunst (*Guðrun Hempel*: Schmuck aus Haaren / *Reingard Witzmann*: Imagination des Bildes), der Volksmusik (*Gerlinde Haid*: Die «Schmalnauer Handschrift» / *Clara Prickler*: Der «lange Tanz von Kleinfrauenhaid» / *Helga Thiel*: «I bin's a Steirerbua – by the rivers of babylon»), zum jahres- und arbeitszeitlichen Brauchtum (*Franz Grieshofer*: «Bader Jagerl und Gertraud» / *Nikolay Kolev*: Segenssprüche bei Beendigung des Hausbaus in Bulgarien / *Emil Schneeweis*: Brauchtümliche Funktion und Ikonographie der polnischen Weihnachtsoblaten), zur rechtlichen Volkskunde (*Hermann Steininger*: Grenzbegang), zum Vereinswesen (*Werner Galler*: Hauerburschen, Kellerpensionisten usw.) und zur kritischen Auseinandersetzung mit ideologischen Implikationen der volkskundlichen Wirkungsgeschichte (*Hannelore Fielhauer*: Bildungseinrichtungen für Arbeiter / *Wolfdieter Zupfer*: Niederösterreichische Volkskunde: Exklusiv).

Es herrscht ein ausgewogenes Verhältnis zwischen historischen Untersuchungen und solchen, die primär auf Empirie angelegt sind, auch das ein Abbild der Forschungsmethoden des Jubilars. Verständlicherweise lässt sich dieser bunte Strauss von Beiträgen inhaltlich nicht auf einen Nenner bringen. Die quantitative Beschränkung auf etwa fünfzehn Druckseiten pro Aufsatz hat dazu geführt, dass die meisten Autoren das Schwergewicht auf Bestandesaufnahme und Beschreibung legten; zu inhaltlicher Analyse oder kritischer Auseinandersetzung blieb meist kein Platz. Um so erfreulicher ist es, dass in einzelnen der Arbeiten trotzdem zu einer systematischen Durchdringung der Materie angesetzt wird. Zu nennen wären vor allem die Beiträge von G. Haid und H. Thiel, welche strukturelle Entwicklungen auf dem Feld der historischen bzw. gegenwärtigen Volksmusik herausarbeiten, diejenigen von O. Bockhorn und F. Grieshofer, die sich skeptisch mit der hypothetischen Tiefendimension gegenwärtigen Brauchtums auseinandersetzen, im Unterschied zu E. Schneeweis, der einem glühenden Bekenntnis zur Kontinuitätsprämisse allerdings nur eine exakte Dokumentation folgen lässt. Ausführlicher beschäftigen sollte man sich auch mit den Aufsätzen von Hannelore und Helmut Fielhauer sowie von W. Zupfer, die den kriti-

schen Blick auf Ideologieverdacht in Brauchpflege, Bildungsarbeit und Wissenschaftsgeschichte richten und jeweils auch fündig werden.

Eine Bibliographie des wissenschaftlichen Schrifttums von R. Wolfram in den Jahren 1968 bis 1982 (zusammengestellt von *Gertraud Liesenfeld*) und ein Verzeichnis der beim Jubilar zwischen 1941 und 1976 erarbeiteten Dissertationen (zusammengetragen von O. Bockhorn) beschliessen diese lesenswerte Festschrift.

Walter Hartinger

VÁCLAV FROLEC / JOSEF VAŘEKA: Encyklopedie Lidová architektura. Praha: SNTL – Nakladatelství technické literatury 1983. 360 S., 452 Abb., 2 Taf.

In der umfangreichen Literatur über volkstümliches Bauen fehlte bisher u.W. ein Werk, das in Form eines enzyklopädischen Handwörterbuchs den ganzen Komplex inkl. Siedlungsformen und Dekoration behandelt. Einbändig, in einem Umfang, welcher das zunächst absichtslose Durchblättern erlaubt, haben dies Frolec und Vařeka für das Gebiet der gesamten Tschechoslowakei auf eine sowohl für Fachleute wie für Laien interessante Weise durchgeführt. Die ČSSR, ehemals Teil eines Vielvölkerstaates, vielfachen äusseren Einflüssen ausgesetzt, durch Topographie und innere Gliederung (Böhmen, Mähren, Slowakei) reich differenziert, bietet, was die Komplexität betrifft, ähnliche Probleme, wie sie in einer analogen Darstellung für die Schweiz zu bewältigen sind. Volkstümliches Bauen umfasst in diesem Werk ausser Bauernhäusern und bäuerlichen Ökonomiegebäuden auch nicht-bäuerliche Bauten wie Mühlen, Gasthöfe, Dorfschmieden, Stofffärbereien usw. sowie nicht-städtische Arbeiter- und Armen-(Tagelöhner-)behausungen. Zu betonen ist, dass es nicht um eine in kunsthistorischer Richtung zielende Behandlung geht, sondern um eine volkskundliche, in welcher der Zusammenhang der volkstümlichen Architektur mit andern Bereichen der Volkskultur, insbesondere der Lebensweise der Menschen im Haus, dem Wohnen und Arbeiten, nicht zu kurz kommt.

Das Material wird in geographischer und zeitlicher Differenzierung betrachtet, ferner nach Einflüssen durch Kontakte mit andern Völkern (Ungarn, Deutschen, Ruthenen, Polen usw.). Berücksichtigt werden dabei Bauweise (das Bauen), Instandhaltung, Funktionen (auch innerhalb des Siedlungszusammenhangs), wobei ökonomische und soziale Zusammenhänge immer wieder betont werden. Im einzelnen: Bauformen, Baumaterialien, Bautechniken und Konstruktionen (in Grundriss wie vertikaler Anordnung), dann die Inneneinrichtung sowie die bauliche und dekorative Ausschmückung (Bemalungen), auch einzelne Baumeister, namentlich des 19. Jahrhunderts, die durch charakteristische und nachgeahmte Bauten aus der Anonymität herausragen. Die Stichwörter bieten begriffliche Definitionen, Beschreibungen, Erklärungen: Bei der Behandlung allgemeiner Begriffe (theoretischer und methodologischer Art) wird der Bezug zum gesamteuropäischen Rahmen hergestellt; Artikel über kulturpolitische Fragen (Denkmalschutz), über Forscher und Institute, die sich mit dem Thema befassen, beschränken sich auf die ČSSR, liefern aber vielfältiges Material zur Geschichte des Faches. Die auf tschechisch verfassten, z.T. recht ausführlichen Artikel führen nach Möglichkeit in Klammern die regionale Mundarterminologie an.

Ein Wort verdient die Illustration: Ein (nicht farbiger) Fototeil findet sich am Schluss des Bandes; die Illustration des Nachschlageteils besteht ausser in den (leider ohne Massstab angegebenen) Grundrissen nicht in fachbuchartig abstrahierten Plänen, sondern zumeist in Zeichnungen, die eine anschauliche Impression vermitteln und dazu angetan sind, Laien anzusprechen und nicht von der Benutzung des Buches abzuschrecken.

Aus der Fülle des Erwähnenswerten sei hier die Betonung des Dekorativen vermerkt, insbesondere z.B. die Hinweise unter den Stichworten 'Wandbemalung' (innen und aussen), 'Herdbemalung', 'Innenraumbemalung' und 'Farbigkeit der Volksarchitektur'; die Hausbemalung ist meist Frauenarbeit, besonders in Südmähren und der Westslowakei ohne Vorzeichnung und Plan oft mit den Fingern auf dem nassen Verputz ausgeführt, allerdings in neuerer Zeit verschwindend (heute sind die

Häuser in der Regel einfarbig). Wie in der Volksarchitektur auch anderer Länder wurden Gelegenheiten zu farbiger Dekoration wenn immer möglich wahrgenommen, selbst z. B. in den gebirgigen Gegenden im Norden des Landes, wo die Spalten der Blockbauten – meist mit Kalkfarben – verziert wurden. Marta Knieža

PHARMAZIE UND DER GEMEINE MANN. Hausarznei und Apotheke in den deutschen Schriften der frühen Neuzeit. Katalog zur Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (August 1982 – März 1983). Hg. von Joachim Telle. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1982. 144 S., Abb., Register (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, 36).

Das Buch enthält, neben dem eigentlichen Katalog zur Ausstellung, fünf grundlegende Arbeiten zum Thema «Pharmazie und der gemeine Mann», die auch unabhängig von der Ausstellung gelesen werden können. Zum Verständnis dieser Arbeiten und der Ausstellung selber ist es wichtig, die Definition des Begriffs «Gemeiner Mann» im 16. und 17. Jahrhundert zu kennen.

Der Terminus «Gemeiner Mann» stand als polarer Begriff zum akademisch gebildeten Lateiner im Gebrauch; alle lesefähigen Nichtlateiner wurden damit bezeichnet. Durch die Arbeit von *Joachim Telle* (Heidelberg) «Arzneikunst und der gemeine Mann» erfahren wir Wesentliches über die heftigen Auseinandersetzungen zwischen «Lateinern» und «Deutschen» zu jener Zeit. Umstritten waren deutsch geschriebene medizinische Aufklärungsschriften, die das heilkundliche Wissen einer lateingebundenen Fachelite in Laienkreise trugen. Die Schriften gingen von einer Ärzteschaft aus, deren Bestreben es war, auf die Krankenversorgung der unteren Schichten – die von Laien betrieben wurde – einzuwirken und Menschen beizustehen, denen der Gang zum Schulmediziner und zum Apotheker aus verschiedenen Gründen verwehrt war.

Die Arbeit von *Rudolf Schenda* (Zürich) «Der gemeine Mann und sein medikales Verhalten im 16. und 17. Jahrhundert» gibt uns einen weitgefächerten Überblick über die sozialen Strukturen der Krankenversorgung und das medikale Verhalten der Bevölkerung dieser Zeit. Bezüglich der medikalen Versorgung gab es ein Drei-Klassen-System. Die Adeligen und die wohlhabenden städtischen Bürger, etwa ein Zehntel der Gesamtbevölkerung, konnten sich der Ärzte bedienen. Zwei weiteren Zehnteln, besitzenden Stadtbewohnern und Grossbauern, stand diese Hilfe nur indirekt zur Verfügung, durch medizinische Publikationen nämlich und durch halbprofessionelle Heiler. In diesem Bereich war der «Gemeine Mann» angesiedelt; er hatte die finanziellen Möglichkeiten zum Kauf von Rezeptbüchern und zur Bezahlung der Heiler.

Die Mehrheit – mehr als zwei Drittel – der Bevölkerung von Stadt und Land war abgetrennt von diesem Zwischenbereich. Sie verfügte weder über Haus- noch Landbesitz und war des Lesens und Schreibens unkundig. Bei der Behandlung von Krankheiten war diese Bevölkerungsschicht angewiesen auf den Erfahrungsschatz kundiger Leute aus ihrer Mitte, bei denen neben magischen Verfahren die Verwendung von Kräutern, Tropfen, Tee und Salben, zum Teil auch die von Familien gehüteten Rezepte, eine Rolle spielten.

Erika Hickel (Braunschweig) zeigt in ihrem Beitrag «Arzneimittel in Apotheke und Haushalt des 16. und 17. Jahrhunderts», dass die Herstellung der in den populären Medizinschriften aufgeführten Arzneien nicht immer auf einfache Weise in einer gewöhnlichen Haushalbküche vorgenommen werden konnte. Daher waren manche Küchen mit Geräten zur Arzeimittelbereitung ausgestattet, die sonst nur in Apotheken zu finden waren. Andererseits unterschieden sich manche Apotheken kaum von einer solchen Küche. Wir erfahren von den verschiedenen Möglichkeiten zur Selbsterstellung von Arzneien und Drogen, aber auch von der Zubereitung von Arzneien der mittelalterlich-arabischen Pharmazie – auch die «gelenische» genannt –, die ausschliesslich den Apotheken vorbehalten war.

Irmgard Müller (Marburg) beschreibt in ihrer Arbeit «Arzneien für den gemeinen Mann» die damalige Auffassung von Herkunft und Zweck der Arznei, wie sie in der

Pflanzenheilkunde und in populärmedizinischen Werken dargestellt wurde. Arzneien wurden als von Gott gegeben betrachtet. Unter heilenden Ingredienzen wurde alles verstanden, was «auss der Erden herkommt und erschaffen ist». Drei Reiche der Natur bieten «Artzney»: Neben Kräutern und Bäumen gehören auch die Metalle, die Mineralien und die Tiere sowie Bestandteile des menschlichen Körpers zu den «Erdgewächsen». Neben sympathetisch-magischen Vorstellungen und astrologischen Kalkulationen kamen die aus der Antike übernommenen humoral-pathologischen Überlegungen über die Anwendungen der Heilmittel hinzu.

Neben medizinischen populären Schriften verbreiteten Almanache und Jahreskalender die prophylaktischen und therapeutischen Vorschriften. Sie werden von *Wolf-Dieter Müller-Jahncke* (Kirchen/Sieg) in seinem Beitrag «Medizin und Pharmazie in Almanachen und Kalendern der frühen Neuzeit» vorgestellt. Die deutschsprachigen Kalender erschienen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Namen «Künigsperger» (nach Johannes Regiomontanus). Sie boten einem Teil der Bevölkerung feste Hilfe zur «Tagwählerei» an, Daten für das Aderlassen, Purgieren, Baden, Schneiden von Haaren und Nägeln, und gaben diätetische Anweisungen, trugen also gewissermassen zur Gesundheitserziehung bei. Diese Kalender richteten sich an den lesekundigen «gemeinen Mann»; ihre Empfehlungen erreichten die arme Bevölkerungsschicht nicht.

Neben den beschriebenen fünf grundsätzlichen Arbeiten im Buch enthält der eigentliche Katalog zu jeder Gruppe der Ausstellungsobjekte lesenswerte Einleitungen und Kommentare von Joachim Telle. Die Gruppen umfassen: Fachschriften der Apotheker, Reise- und Hausapotheken, Bücher über Tiere, Pflanzen und Minerale, Destillierbücher, Wundarznei, Arznei für Frau und Kind, Pestschriften, Badeschriften, Kalender, Oeconomica und Tierarznei. Der Katalog enthält zudem sehr schöne Abbildungen von Holzschnitten und Stichen der Zeit und einen ausführlichen Namensindex, der den Umgang mit ihm sehr erleichtert.

Das Buch vermittelt uns einen aufschlussreichen Eindruck vom Medizinalwesen, aber auch von fragwürdigen curativen Verfahren im 16. und 17. Jahrhundert. Seine Lektüre sei Historikern und Volkskundern, Medizinerinnen und Pharmakologen, aber auch kulturhistorisch interessierten Laien und Freunden des alten Buchs angelegentlich empfohlen.

Liselotte Kuntner

LEBZEITEN. Hg. von Rudolf Schenda unter Mitarbeit von Ruth Böckli. Autobiographien der Pro Senectute-Aktion. Zürich: Unionsverlag 1982. 339 S., Abb.

Das vorliegende Buch steht in jenem vielbeschriebenen interdisziplinären Zusammenhang einer modernen Sozial- und Kulturgeschichte, die die Frage stellt nach den Erfahrungen, Bewertungen und «Verarbeitungen» der einzelnen Menschen, welche die grossen historischen Entwicklungen – all die sozialen, ökonomischen, militärischen Prozesse in «Strukturen», Institutionen, Organisationen und Gruppen – bewirken, darin ihre Freude finden und ihren Kummer haben. Der methodische Weg zu dieser für die Öffentlichkeit sehr wissenswerten Fragestellung führt vor allem über die Analyse und Dokumentation autobiographischer Zeugnisse. Diese werden teils in Archiven oder in Buchform vorgefunden, teils selbst vom Wissenschaftler in Interviewsituationen erhoben oder in schriftlicher Form von seinen Gewährsleuten eingefordert.

Rudolf Schenda hat in «Lebzeiten» zusammen mit seiner Mitarbeiterin Ruth Böckli einen Teil der Ergebnisse einer autobiographischen Erhebung des volkswissenschaftlichen Seminars der Universität Zürich und Pro Senectute Kanton Zürich veröffentlicht. Entstanden ist dabei eine Dokumentation von 37 aus einer Gesamtheit von 210 dort eingegangenen lebensgeschichtlichen Darstellungen. Bei der Pro Senectute-Aktion wurde allen 17 000 im Bezirk Winterthur lebenden Rentnern ein Faltblatt zugänglich gemacht, auf dem sie gebeten wurden, sich auf fünf bis dreissig Seiten mit eigenen Worten zu ihren Erfahrungen in Kindheit und Arbeitswelt, zur Wahl ihres Ehepartners und zur Familiengründung, zu den wichtigen politischen Ereignissen ihres Lebens und ganz allgemein zu ihren Lebensbedingungen zu äussern.

1,3% dieses Bevölkerungsausschnitts haben sich beteiligt. Antworten gingen je zur Hälfte von Frauen und Männern ein, und erstaunlich viele stammen von Leuten aus den unteren sozialen Schichten, von Verkäuferinnen, Arbeitern, Kleinbauern. Bei der Auswahl der Dokumente für die Veröffentlichung hat Schenda dem Alter den Vorrang gegeben vor anderen denkbaren Kriterien, z.B. Sozialschicht, «interessantes Leben», politische Überzeugung. Berücksichtigt wurden die ältesten der Einsender, Männer und Frauen, die im Erhebungsjahr 1982 alle älter als achtzig Jahre waren.

Das Buch wendet sich vor allem an ein nicht wissenschaftlich geschultes Publikum. Und ich bin der Meinung, dass sich insbesondere für junge Schweizer Bürger hier auf unterhaltsame Weise eine Fülle sehr interessanter Informationen für eine Heimat- und Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts finden lassen, aus der Sicht von Leuten, die diese achtzig Jahre Schweizer Leben selbst gelebt haben. Die Leser erfahren von persönlichen Berufssorgen, von den wirtschaftlichen Nöten bei der Familiengründung, von der persönlichen Bewertung technischer Neuerungen, von den Einschränkungen in den beiden Weltkriegen. Das gelungene Vorwort Schendas stellt auf 21 Seiten die Daten und Ereignisse der 37 Einzelschicksale in Beziehung zur Geschichte der Heimat und zur «grossen Geschichte».

Auffallend ist die distanzierte Einstellung der Autobiographen zu ihrem Leben. Sie äussert sich in einer klaren, unsentimentalen Sprache, in berichtender Form. – Kaum Emotionen, statt dessen «nüchterne Betroffenheit». – Und zwar bei Informanten unterschiedlicher Herkunft, bei Männern und Frauen. Die Frage stellt sich einem Leser, der die Winterthurer nicht kennt, ob es sich hier um eine Eigenschaft ihres Regionalcharakters handelt oder ob diese Distanz zum eigenen Leben ein Ergebnis ihrer Bemühungen ist, das von den Volkskundlern vorgegebene Erzählraster genau einzuhalten. In diesem Zusammenhang hätte ich mir detailliertere Hinweise über die Art der redaktionellen Bearbeitung der veröffentlichten Dokumente gewünscht.

Diese gelungene Heimatgeschichte hat ihren Wert über die betreffende Region hinaus für die wissenschaftliche Volkskunde und für die Sozialgeschichte. «Lebzeiten» stellt reiches Quellenmaterial bereit über tägliche Gewohnheiten und Tätigkeiten, über geschichtliche Erfahrungen und ihre Beurteilung, über den Lebensweg von Menschen in der jüngsten Vergangenheit. Das Buch kann überdies zu interkulturellen und interregionalen Vergleichen inhaltlicher Art, aber auch zum Vergleich der Ergebnisse unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen und unterschiedlicher autobiographischer Quellengruppen anregen.

Albrecht Lehmann

REGINE FALKENBERG: Kindergeburtstag. Ein Brauch wird ausgestellt. Berlin: Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz 1984. 192 S., Abb. (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 11).

Allzu oft müssen in volkskundlichen Museen einzelne Brauchrequisiten nur dazu erhalten, das Bild von der Lebenswelt einer Gruppe optisch zu beleben, das Lokalkolorit eines Ortes zu markieren. Selten wird etwas ausgesagt über die Brauchträger, die funktionalen Bezüge der Brauchpraxis und ihre Bedeutung innerhalb der betreffenden Sozialstruktur. Da ist es zu begrüssen, dass Regine Falkenberg und mit ihr das Deutsche Museum für Volkskunde in Berlin es gewagt haben, einen Brauch, nämlich den Kindergeburtstag, den alljährlich wiederkehrenden persönlichen Festtag des Kindes, zum Anlass für eine Ausstellung zu nehmen. Die wissenschaftlichen Vorarbeiten leistete Regine Falkenberg mit ihrer 1982 bei Ingeborg Weber-Kellermann abgeschlossenen Dissertation, die das Thema im breiten Rahmen kultur- und sozialgeschichtlicher Zugänge zu 'Kindheit', einem neueren Forschungsschwerpunkt der Marburger Volkskunde, behandelt. Auf der Grundlage von archivalischen und ikonographischen Quellen, Autobiographien, Briefen und Interviews zeigt die Autorin die Entwicklung vom ursprünglich städtisch-bürgerlichen Familiengeburtstag zur heutigen Kinderparty auf.

Bei der visuellen Umsetzung galt es zu berücksichtigen, wie schwierig prozesshaftes Geschehen, d.h. formalisierte Handlung mit Rollenverteilung und Spielablauf, in eine allgemein verständliche statische Form zu bringen war. Die vielfältigen Expo-

nate der Ausstellung – gegen tausend an der Zahl – stehen als Zeichen für die historisch sich wandelnde Bedeutung dieses Tages im Zusammenhang mit der unterschiedlichen Einschätzung von Kindheit überhaupt. Sie geben Hinweise auf die Ideale einer bürgerlich verstandenen Sozialisation und könnten als Indizien für das familiäre und verwandtschaftliche Beziehungsnetz sowie das Verhältnis zur kindlichen «peer group» gelesen werden. So sprechen Kerzen, Blumen, Kuchen und Geschenke – jedermann bekannt aus dem Alltag, seiner eigenen Kindheit und dem Warenangebot der Kaufhäuser – eine von Akteuren und Zuschauern gleichermaßen verstandene Sprache. Der Geburtstag, im besonderen der Kindergeburtstag, ist bisher kein öffentlich in Frage gestelltes Familienereignis. Er wird assoziiert mit Freude, Harmonie, Optimismus, was ihm in unverfänglicher Verknüpfung mit Produkten eine beliebte Stellung in der Werbung verschafft hat (siehe dazu das aufschlussreiche Kapitel über «Geburtstag in der Werbung», das *Andreas C. Bimmer* beigesteuert hat).

Auch wenn man die Ausstellung nicht besuchen konnte, vermag der begleitende Katalog, mit einer angemessenen Auswahl an Abbildungen einen Eindruck von der Mehrschichtigkeit der Zugänge zu vermitteln. Im Anhang ist das Verzeichnis der nach Sachgruppen geordneten Objekte (Kinderzeichnungen, Glückwunschkarten, Geschirr, Tischschmuck, Backformen, Spielzeug u.v.a.m.) abgedruckt. Über die Geschichte und die funktionalen Zuordnungen dieser Brauchrequisiten im sozialen Handlungsgefüge geben die von verschiedenen Autoren verfassten, gut lesbaren Aufsätze Aufschluss.

In einem historischen Abriss zeichnet Regine Falkenberg die Entwicklung des Geburtstagfeierns als einem sozialen Absinkprozess nach: Aus den Feiern des Adels sind zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Kindergeburtstagsfeiern des Bürgertums hervorgegangen. Sie sind – so wage ich zu behaupten – wie spezielle Kinderkleidung, Spielzeug und Kinderliteratur als ein Bestandteil der von Erwachsenen bewusst inszenierten «Kultur für Kinder» zu verstehen. «Bürgerkindern wurde ein geselliger Vergnügungsbereich zugestanden, der sich nicht mehr so ausschliesslich am Verhaltenskodex der Erwachsenen orientierte» (20), schreibt die Autorin. Es gilt hier allerdings zu bedenken, dass wohl die Form der festlichen Zusammenkünfte etwas lockerer geworden war und vielleicht auch unabhängiger von erwachsenen Aufsichtspersonen, sich damit aber nichts an der Tatsache geändert hat, dass die schichtmässige Homogenität der Kindergruppe gehütet wurde, dass dort bürgerliche Geselligkeit geübt wurde, die dem Anspruch standesgemässer Verhaltensformen und Bekanntschaften, nicht zuletzt in bezug auf spätere eheliche Verbindungen, genügte. In diesem Zusammenhang wäre auch die Frage aufzuwerfen: Welches sind die Gründe für die zunehmende Bedeutung des Geburtstagfeierns? Ist etwa das Zählen der Lebensjahre als Ausdruck einer Individualisierungstendenz zu werten? Oder ist dafür die bürgerlich-städtische Lebens- und Arbeitswelt verantwortlich, die immer weniger zyklischen Rhythmen der Natur unterlag, wie sie noch der ältere Namenstag markiert? Wollte man mit dem Aufstecken der richtigen Anzahl von Kerzen auf den Kuchen dem Kind «Zeit» als quantifizierbare, verfügbare Grösse einprägen, es an lineares Zeitdenken gewöhnen? (Siehe dazu: Marie-Luise Hopf-Droste: Der Geburtstag. Ein Beitrag zur Entstehung eines modernen Festes. In: *ZfVK* 75 (1979), 229–237.) Dass der Kinderbrauch erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts auf dem Land üblich wurde, belegt auch die Thematisierung von Kindergeburtstag in den Schulfibeln; um 1920 erscheint er zwar in Fibeln für Stadtschulen, in den Ausgaben für Landschulen aber fehlt er noch. Die Autorin ruft sodann die materiellen Schwierigkeiten des Geburtstagfeierns in der NS-Zeit in Erinnerung und das Verbot, jüdische Kinder und solche, deren Eltern für den Widerstand arbeiteten, einzuladen; immer wieder tritt das Bemühen der Mütter in Erscheinung, ihrem Kind wenigstens für einen Tag die Illusion einer «heilen Welt» zu verschaffen. Heute könnte ausserdem der Frage nachgegangen werden, ob die Übernahme des Kindergeburtstages bei Gastarbeiterfamilien ein Indiz für deren Integrationswille ist.

Es soll hier nicht im einzelnen auf die Behandlung der Brauchelemente eingegangen werden, die allesamt ihr Arrangement in der städtisch-bürgerlichen Kultur des

19. Jahrhunderts bekommen haben und mit gewissen formalen und funktionalen Verschiebungen auch Eingang in unteren Sozialschichten, in katholischen Gebieten und auf dem Lande gefunden haben. (Z.B. sollen Dienstmädchen, die in städtischen Haushaltungen in Stellung gingen, zur Verbreitung des Gugelhopfs auf dem Land beigetragen haben.) Sind die erzieherischen Funktionen der Geburtstagsvorfreude – in bezug auf das Wohlverhalten des Kindes von den Eltern bewusst eingesetzt – zurückgetreten, so behält der Akt des Schenkens seinen kommunikativen Charakter in der Kindergruppe; da wird kindliches Selbstwertgefühl bestätigt und die soziale Verortung in der Gleichaltrigengruppe vorgenommen. Das gilt besonders für das Einladen der Kameraden: Wer mich eingeladen hat, den werde ich auch einladen (müssen). Regine Falkenberg spricht anhand eines kritischen Bildes einer Familienfeier, die in Abwesenheit des Kindes begangen wird, von der Diskrepanz zwischen den Vorstellungen der Erwachsenen und den Erwartungen der Kinder, von der Ambivalenz der kindlichen Gefühle, die sich museal nur schwer darstellen liessen. Das erscheint verständlich bei einem Zugang über Objekte, der einen eher kulturgeschichtlichen als sozialwissenschaftlichen Charakter der Darstellung nahelegt. Hat man beruflich mit Kindern zu tun, weiss man, dass für die Bedeutungseinschätzung des Geburtstages die Auswahl der eingeladenen Kinder vor und nach dem Fest ebenso viel und heftigeren Gesprächsstoff bietet als das, was an diesem Nachmittag geschieht: Ob alltägliches Versteckspiel im Freien oder das beliebte «Stopessen», bei dem die üblichen Essregeln boykottiert werden können, ob die Mutter, ein «Animateur» oder die Kinder selbst den Spielablauf organisieren, ob selbstgemachter Kuchen in der elterlichen Stube oder «fast food» in der Hamburger Farm verzehrt werden, scheint dagegen eher in den Hintergrund zu treten. Es wäre zu überlegen, wie soziale Ausmarchungen – hier in Kinderdiskussionen – aufzufangen und fruchtbar in ein Ausstellungsthema einzubeziehen wären, um Freuden und Enttäuschungen der Kinder angesichts ihres Festes zum Ausdruck zu bringen. Die Kindergeburtstagsfeier stellt auch bei steigender Kommerzialisierung eine Kontrastsituation zum Alltag dar, die für das Geburtstagskind ein willkommener Anlass ist, einmal im Mittelpunkt der Kindergruppe zu stehen.

Marianna Jäger

ANDREAS LÖTSCHER: Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. Frauenfeld: Huber 1983. 212 S., Karten, Tabellen.

Absicht des Verfassers war es, «für den interessierten Laien» eine «zusammenfassende Darstellung neuerer Forschungsergebnisse» zum Schweizerdeutschen zu schaffen. Man darf ihm ohne Bedenken attestieren, dass er diese Aufgabe auf knappem Raum glücklich gelöst hat. Das Buch verdient schon darum auch die Aufmerksamkeit der Volkskunde, weil es sich nicht auf die sprachlichen Phänomene im engeren Sinne beschränkt, sondern auch kulturgeographischen und sprachsoziologischen Tatsachen Aufmerksamkeit schenkt und auch die neuesten Entwicklungen erwähnt, so die von «Alternativen» getragene Mundartwelle, die Lötscher in einen gesamteuropäischen Rahmen stellt (S. 186f.) und zu Recht von der Mundartpropaganda der 30er und 40er Jahre trennt, die sich gegen Hitlerdeutschland richtete. Dass die heute konstatabaren Vermischungen mit der Schriftsprache und innerhalb der einzelnen Dialekte durchaus ihre Entsprechungen im «Brauchleben» haben und dass gezielte Bemühungen, das Alte zu bewahren, in beiden Bereichen festzustellen sind und ihre besondere Problematik haben, versteht sich von selbst, aber gerade weil die sprachlichen Gegebenheiten i.a. leichter durchschaubar sind, lohnt sich die Lektüre des Buches auch für Volkskundler. Es ist mit einer reichen Auswahlbibliographie versehen und erschliesst auch damit bequem den Zugang zu allen Facetten einer Thematik, von der jeder deutschsprachige Schweizer in irgendeiner Weise unmittelbar betroffen ist. (In einer Neuauflage sollte doch auch die Dissertation von Eduard Hoffmann, später Hoffmann-Krayer: «Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt» von 1890, schon darum nachgetragen werden, weil er in der Folge die beiden Fächer so glücklich vereinigt hat.)

Hans Trümper

KARL FRIEDRICH WILHELM WANDER: Das Sprichwort, betrachtet nach Form und Wesen, für Schule und Leben, als Einleitung zu einem grossen volksthümlichen Sprichwörtertschatz. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Mieder. Bern: Lang 1983. Nachdruck der Ausgabe 1836 (Sprichwörterforschung, 1). XXXIII, XVIII, 210 S. + Register S. 210–247.

Der in den USA tätige Germanist W. Mieder, der sich in zahlreichen Veröffentlichungen als der beste Sprichwortkenner unserer Zeit profiliert hat, macht ein fast vergessenes Buch von 1836, das er um Einleitung und Register bereichert hat, in Faksimiledruck wieder zugänglich.

Verfasst hat es der aus Schlesien stammende K. F. W. Wander (1803–1879), der später das bisher unübertroffene fünfbandige «Sprichwörter-Lexikon» (1867 ff.) geschaffen hat. Er hat schon vorher und auch nach 1836 weitere Bücher zum Sprichwort vor allem in pädagogischer Absicht, die auch diesem Werk nicht fehlt, publiziert; das Schreiben muss dem 1849 wegen politischer Gründe aus dem Schuldienst entlassenen Lehrer besonders leicht gefallen sein. Verschiedene Wiederholungen muss der Leser in Kauf nehmen, aber was Wander, der sich auch in humanistischen Sprichwörtertsammlungen auskannte, zur literarischen Gattung, zur Funktion und zum Inhalt der Sprichwörter formuliert, verrät einen Mann, der sich mit Leib und Seele dem Gegenstand seiner Forschungen verschrieben hat. Hier sei in Ergänzung zu Mieders verdienstvoller Einleitung die Aufmerksamkeit auf einige Einsichten gelenkt, die überraschenderweise berühmte Theorien unserers Faches vorwegnehmen. Wander schreibt die «Erfindung» der Sprichwörter nicht im Sinne Herders dem «Volksgeist» zu, sondern als überzeugter «Aufklärer» einzelnen Individuen (S. 157): «Es muss bei irgend einer Veranlassung Jemand einen Gedanken aussprechen. Andere hören das Wort. Es gefällt. (...) Andere hören es von ihnen, thun dasselbe, und das Sprichwort ist geboren. Dies ist die Weise, auf die jedes Sprichwort entstanden ist.» Wem fiel da nicht John Meiers Volksliedtheorie ein! An das, was Meier das «Herrenrecht des Volkes» über seine Lieder genannt hat, erinnert der Satz (S. 172), «dass das Sprichwort erst dann im strengsten Sinn ein Sprichwort sei, wenn der Name des Erfinders verloren gegangen ist; denn dann und nur dann ist es recht eigentlich das Eigenthum *Aller*.» Nur gerade das «Zersagen» fehlt noch zur vollkommenen Übereinstimmung. – Auch das Prinzip «Ergon-Energeia» ist Wander geläufig: Die Sprichwörter spiegeln «Völkereigenthümlichkeiten» (S. 102); andererseits geht von ihnen eine erzieherische Wirkung aus, da sie (im guten oder im bösen) das Wissen, das Denken und das Fühlen des «Volkes» prägen. – Scharf beobachtet hat Wander im weitern soziologische Unterschiede: «Diejenige Volksklasse, die sich der Sprichwörter am häufigsten bedient, ist unstreitig die unterste» (S. 132). Unbeliebt sind sie bei den «höheren Ständen» (S. 132), was er (S. 139) auf den Einfluss der Lektüre zurückführt.

Da sind nur ein paar Kostproben aus dem Gedankenreichtum dieses Buches, für dessen Neuentdeckung wir dem Herausgeber zu grossem Dank verpflichtet sind.

Hans Trümpy

MÄRCHENERZÄHLER, ERZÄHLGEMEINSCHAFT. Im Auftrag der Europäischen Märchengesellschaft hrsg. von Rainer Wehse. Kassel: Röth 1983. 182 S. (Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft, 4).

Seit einigen Dezennien beschäftigt sich die volkskundliche Erzählforschung, ohne die Untersuchung der Typen und Motive preiszugeben, stärker als früher mit den Erzählsituationen und mit der Persönlichkeit der Erzähler(innen). Davon ist in diesem Buche die Rede; zusätzlich kommt das Publikum ins Spiel, das, wie verschiedene der fünfzehn hier vertretenen Autoren, darunter der Herausgeber, hervorheben, nicht nur die Auswahl der Erzählungen, sondern auch die Art der Präsentation bestimmen kann. Das gilt ebenso für eine ungarische, vom Staat honorierte professionelle Märchenerzählerin, von der *Agnes Kovács* berichtet, wie für einen erzählfreudigen Wanderuhrmacher (offenbar in Sardinien), den *Felix Karlinger* in der reichhaltigen Skizze seiner Erfahrungen im Mittelmeerraum vorstellt. Die in Basel lebende Ungarin *Katalin Horn* vergleicht vier stark abweichende ungarische Fassungen des

selben Märchentyps; daraus ergibt sich, wie wichtig für die Wiedergabe von Geschichten auch Charakter und «Weltanschauung» der Erzähler sind. (Was in die Sammlungen gelangt, sind immer «Momentaufnahmen», und es muss in jedem Fall fraglich bleiben, ob es nicht noch bessere gäbe.) – Der Bündner *Leza Uffer*, der seinerzeit als einer der ersten den Erzählern Aufmerksamkeit geschenkt hat, schildert auf Grund seiner verschiedenen Erhebungen die «letzten Erzählgemeinschaften» in Romanisch-Bünden, die grösstenteils nur aus Männern bestehen, eine Besonderheit, die Karlinger in Saloniki wiedergefunden hat. Als Sonderfall erwähnt Uffer den «Meistererzähler Flori Zarn aus Domat», der 1921 von Bauern angestellt wurde, um «den mit dem Aushülen der Maiskolben beschäftigten Frauen und Burschen in der grossen Tenne Märchen zu erzählen». Erzählungen beim Maisschälen nennen auch *Maria Hornung* und *Walter Kainz* für Österreich (ferner P. Pirmin Willi für Gams: SVk 45, 52–62), so dass man die Vermutung riskieren darf, der Brauch habe sich zusammen mit dem «türkischen» Getreide ausgebreitet. Horn, Kainz und Karlinger führen die Totenwache als weitere Gelegenheit für «brauchgebundenes Erzählen» an. – «Berufserzähler» hat Karlinger in Spanien, Sizilien und Griechenland noch angetroffen. Seit kurzer Zeit will die Europäische Märchengesellschaft diesen Berufsstand gewissermassen wiederbeleben, indem sie «Märchenerzählseminare» anbietet, wie im Artikel von *Jürgen Janning* ausgeführt ist. Er und *Felicitas Betz* schildern, wie sie selber Märchen vortragen. Es wäre ungerecht, auf solchen «Folklorismus» nur mit Spott zu reagieren, denn *Johanna von Schulz*, *Carl-Heinz Mallet* und *Walter Scherf* führen in ihren Beiträgen aus, welche psychotherapeutischen Wirkungen vom Anhören der Märchen ausgehen können.

Die geschulten deutschen Märchenerzähler(innen) sind sich selbstverständlich ihrer Methode der Darbietung durchaus bewusst, aber das dürfte zu einem guten Stück auch für die «Naturtalente» gegolten haben, von denen dieses lesenswerte Buch an verschiedenen Stellen spricht. Auf jeden Fall haben sie erst, bevor die Grimmsche Sammlung existierte, einen regionalen Märchenschatz geschaffen. Anders als die Sagen leben Märchen mündlich nur über gute Erzähler weiter, und die sind, wie Karlinger festhält, dünn gesät.

Hans Trümpy

GEGENWÄRTIGE PROBLEME DER HAUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch (Vorarlberg). I. A. des Vereins für Volkskunde und des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde hrsg. von Klaus Beitzl und Karl Ilg. Wien: Verein für Volkskunde 1982. 230 S. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, 5).

Der vorliegende Band enthält die Referate und Diskussionsbeiträge der Volkskundetagung 1980 in Vorarlberg, zu der auch je ein Deutscher und ein Schweizer Referent geladen waren. Die Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, Architekten und Behördenvertreter mit Volkskundlern zusammenzuführen, um eine Aussprache über die Fortsetzung «der tradierten volkstümlichen Werte in der Architektur in die Zukunft» zu ermöglichen. Das schriftliche Ergebnis ist allerdings eher eine Geschichte und Standortbestimmung der österreichischen Hausforschung, wie es der Sammeltitel auch andeutet. Ob mit den «Problemen» solche der Wissenschaft und ihres Gegenstandes oder solche der Institutionen und ihrer Arbeitsmöglichkeiten gemeint sind, bleibt vorerst unklar. Je nach Referent rückt das eine oder das andere in den Vordergrund, wobei die Bezugnahme auf die regionalen Forschungsergebnisse nie fehlt.

So bietet *Karl Ilg* den Abriss einer Typologie der Hauslandschaften Tirols und Vorarlbergs und postuliert gleichzeitig die Zweckmässigkeit und Entwicklungsfähigkeit dieser tradierten Bauweisen, ohne im einzelnen auszuführen, was ein zeitgenössischer Architekt darunter zu verstehen hätte. *Kurt Conrad* spricht von seiner Salzburger Warte aus vom «Glanz und Elend der österreichischen Hausforschung». Den vielversprechenden bisherigen Forschungsansätzen steht das schmerzliche Defizit an universitären Forschungsmöglichkeiten gegenüber. Die wissenschaftliche Volkskunde sollte den Mut haben, die Entwicklung auch und gerade auf dem Bausektor zu werten und z. B. am geplanten nationalen «Kulturwertekatalog» mitzuarbeiten. *Oskar*

Moser teilt mit *Conrad* einen gewissen Pessimismus in bezug auf die Überlebenschancen des alten Baubestandes, solange nicht ein Gesamtinventar vorliegt, ja nicht einmal aus wissenschaftlichen Gründen überall gefordert wird. Beide Autoren möchten das sozio-ökonomische Umfeld einbeziehen, um jene Dokumentationsdichte zu erhalten, ohne die ein Freilichtmuseum z. B. nicht auskommt.

Nach *David Meili* fällt es in der heutigen Schweiz noch schwerer als in Österreich, «Spuren einer traditionsorientierten Gegenwartsarchitektur zu entdecken». Dem war nicht immer so, hat doch die Gründerzeit den «Schweizer Holzstil» der ersten Bauernhauswerke in unzähligen Wohn- und öffentlichen Bauten in die Praxis umgesetzt. Problematischer als das Leitbild des «Schweizerhauses» wurde dasjenige des «Schweizerdorfes» oder «Village suisse», von den ersten Landesausstellungen bis hin zum Landidörfli von 1939, wo sich «die traditionsorientierte Architektur der Tradition entfremdet hatte». Als «Ethnographie ohne Anwendung» bezeichnet *Meili* die heutige schweizerische Hausforschung; ihr fehlt, noch mehr als im östlichen Nachbarland, der universitäre Rückhalt.

Jean-Pierre Anderegg

HILDEGARD MANNHEIMS und KLAUS ROTH: Nachlassverzeichnisse. Internationale Bibliographie / Probate Inventories. International Bibliography. Münster: Coppelrath 1984. XIV, 144 S. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 39).

In dieser die Länder Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Schweiz und Österreich (die jeweils nach Regionen, Landesteilen, Regierungsbezirken und teilweise nach Städten unterteilt sind) sowie Schweden, Norwegen, Finnland, Grossbritannien, Niederlande, Belgien, Frankreich, Italien und die USA umfassenden Bibliographie sind Monographien und Zeitschriftenbeiträge zusammengestellt, die sich anhand einzelner oder systematisch auf der Grundlage mehrerer Inventare vor allem mit der historischen Sachkultur auseinandersetzen. Zur besseren Benutzung führten die Verfasser, wo dies möglich war, ein Siglensystem ein, mit dessen Hilfe relativ unproblematisch der Zeitraum, dem die jeweiligen Vermögensverzeichnisse entstammen, deren Anzahl und die Schwerpunkte der wissenschaftlichen Auswertung (z. B. Mobiliar, Haushalt, Gerät, Handel, Warenlager, Lebensstandard, Agrargeschichte, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte usw.), aber auch Auskünfte über die betreffende Sozialgruppe zu entnehmen sind. Leider konnten nicht alle Titel mit diesen Angaben versehen werden; sie fehlen für Grossbritannien, für das die anderen Prinzipien folgende Kategorisierung Mark Overtons übernommen wurde. Diese Inkonsequenz ist im Interesse einer raschen Erstellung der durch ein Autorenregister vervollständigten Bibliographie ebenso zu rechtfertigen wie die von den beiden Verfassern selbst betonte Lückenhaftigkeit und bisweilen tatsächlich ins Auge fallende Zufälligkeit der Auswahl.

Das Münsteraner Forschungsprojekt «Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur im 17.–20. Jahrhundert» innerhalb des Sonderforschungsbereichs «Vergleichende geschichtliche Städteforschung» hat inzwischen längst erwiesen, dass eine sinnvolle Beschäftigung sowohl generell mit der Sozialgeschichte der unteren und mittleren Schichten wie auch speziell mit einzelnen Sparten der historischen Sachkultur ohne Einbezug seriell auswertbarer Quellen wie der Nachlass-, Einkindschaftungs- oder Versteigerungsinventare heute nicht mehr möglich ist, sich vielmehr alle einschlägigen Arbeiten methodisch und inhaltlich an den etwa von Ruth-E. Mohrmann, Uwe Meiners und Klaus Roth veröffentlichten Ergebnissen dieses Projekts messen lassen müssen. Nicht jedem Forscher stehen allerdings die in Münster vorhandenen technischen Möglichkeiten, so die Auswertung der oft in hoher Anzahl vorliegenden Archivalien mittels EDV, zur Verfügung. Hier aber hilft diese Bibliographie in zweifacher Hinsicht, eine Lücke zu schliessen; sie vermittelt einen Überblick über Inhalte und Methoden der Inventarforschung, und sie ist wertvolles Nachschlagewerk für denjenigen, der sich mit einzelnen Bereichen der Sachkultur und ihren sozialhistorischen Implikationen auseinandersetzt.

Es bleibt zu hoffen, dass hier ein Pilotprojekt vorliegt, das sehr viel umfassendere Zusammenstellungen der einschlägigen Literatur nach sich ziehen wird. Leider fehlt

ein Index der systematisch ausgewerteten Zeitschriften; dennoch sollte die Bibliographie zu Nachträgen gerade aus dem oft verstreuten und daher schwer zugänglichen regionalen Kleinschrifttum anspornen. Denn zur bibliographischen Lückenlosigkeit bedarf es entweder langer Zeiträume oder eines grossen Mitarbeiterstabes. Hildegard Mannheims und Klaus Roth ist daher nicht nur für ihren Mut zur Lücke, sondern auch dafür zu danken, dass sie ein bereits jetzt unentbehrliches Hilfsmittel zur Verfügung gestellt haben.

Christoph Daxelmüller

HEXENPROZESSE. Deutsche und skandinavische Beiträge. Hg. von Christian Degn, Hartmut Lehmann, Dagmar Unverhau. Neumünster: Wachholtz 1983. 242 S., Tabellen, Ortsregister (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 12).

1980 fand in Kiel ein Kolloquium über «Hexenprozesse in Norddeutschland und in Skandinavien im 16., 17. und 18. Jahrhundert» statt, dessen Referate, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in diesem Band publiziert vorliegen. Gleichermassen interdisziplinär wie international wurde versucht, Ursachen, Verläufe, Äusserungen und Motive eines neuzeitlichen Phänomens zu ergründen, dessen Erforschung, so eigenartig dies heute auch klingen mag, wieder zu ihren Anfängen zurückgekehrt ist, nämlich zu der modernen geschichtswissenschaftlichen Anforderungen genügenden Materialerhebung und -deutung wie grundsätzlich zu einem sehr viel intensiveren Ringen um Forschungs- und Interpretationsmethoden.

Dazu zwingt nicht nur die ebenso heftig diskutierte wie inzwischen rasch rezipierte angloamerikanische, französische und dänische Forschung, für die hier Namen wie Alan Macfarlane, Keith Thomas, Robert Muchembled oder Gustav Henningsen stehen mögen. Denn wie sehr sich das Thema «Hexe», «Hexerei» und «Hexen(un)-wesen» seit dem 19. Jahrhundert einerseits verselbständigt hat, wie intensiv andererseits die einzelnen Beiträge dieser Publikation um den Begriff selbst ringen, zeigt eine kaum wahrnehmbare, wissenschaftshistorisch dafür um so aussagekräftigere Nebensächlichkeitswahl in der Wortwahl, die – disziplinenbildend – immer wieder, ja auffallend oft vom «Hexenforscher» spricht; betroffen hiervon sind nicht nur Macfarlane, sondern z.B. auch Mitautoren des Bandes wie *Bengt Ankarloo* und *Hans Eyvind Naess*.

Es liegt weder in der Absicht noch in der Möglichkeit der einzelnen Beiträge, das Phänomen der Hexenprozesse und ihrer jeweiligen Hintergründe endgültig zu klären. Drei Untersuchungen nähern sich ihm aus allgemeiner Sicht; *Hartmut Lehmann* setzt sich mit «Hexenglauben und Hexenprozessen in Europa um 1600» auseinander, *Ludwig Stockinger* zeichnet vorwiegend am Beispiel des offensichtlich unerschöpflichen «Simplicissimus» von Grimmelshausen den Niederschlag des Hexenglaubens in der barocken Literatur nach, und *Dieter Lohmeier* behandelt die Hexenschrift «*De panurgia lamiarum*» (1587) des Samuel Meigerius. Wo sie versuchen, den geistigen Nährboden zu beschreiben, dem die Vorstellungen von Existenz und Wesen der Hexen entwachsen, analysieren sie nur die elitäre Weltsicht; Vermittlungsprozesse und der Niederschlag von Glaubensformen in der Schicht der Betroffenen bleiben dabei weitgehend ausgespart. Diese Lücke schliesst lediglich *Karl-Sigismund Kramer* mit Belegen zu schaden- und gegenzauberischen Praktiken, wie sie in Archivalien aus Holstein aktenkundig wurden. Eine wichtige Klärung zur Typologie der Hexenprozesse liefert *Dagmar Unverhau* ab. Sie untersucht anhand umfangreichen Aktenmaterials über 45 Rechtsfälle, Nomenklaturen und Strukturen der Prozesse. Ein Grossteil der Beiträge widmet sich dann der – zeitlich unterschiedlichen – Entwicklung der Hexenprozesse in einzelnen Ländern und Landesteilen, so in Dänemark (*Gustav Henningsen*, *Karsten Sejr Jensen* und *Jens Christian V. Johansen* mit einer sehr informativen, da auch numerisch aufgeschlüsselten Liste der Anklagepunkte aus jütländischen Zaubereiprozessen), Norwegen (*Hans Eyvind Naess*), Schweden (*Bengt Ankarloo*), ferner in den Herzogtümern Preussen (*Heide Wunder*) und Westfalen sowie in den Hochstiften Paderborn (*Rainer Decker*) und Osnabrück (*Gisela Wilbertz*).

Was hier an exakten Daten und Zahlen, etwa hinsichtlich der Häufung von Ankla-

gen wegen des Zaubereidelikts, Prozessen und Urteilen zusammengetragen wurde, ist der Nachahmung durch Untersuchung anderer Regierungs- und Rechtsterritorien ebenso wert wie die Überprüfung der von den Autoren vorgetragenen Deutungen des Phänomens, die nicht für sich, sondern erst zusammen einen Sinn ergeben. Die dänischen Forscher interpretieren die Hexenprozesse vor dem Hintergrund der dörflichen Sozialgeschichte und lokaler, oft individueller Konflikte; Naess fordert, sie nicht aus der Betrachtung anderer Kriminalprozesse auszusondern, um sich nicht um weiterführende Erkenntnismöglichkeiten zu bringen, und Ankarloo deutet sie auf der Grundlage sozialer Konflikttheorien als Spiegel nicht individueller, sondern kollektiver gesellschaftlicher Spannungen.

Doch über diese positiven Neuansätze darf die – auch forschungsgeschichtlich bedingte – Eindimensionalität des Interesses an den Hexenprozessen nicht vergessen werden. Denn die Sozialgeschichte der von elitärem Denken und Handeln Betroffenen steht noch aus, sind Überlegungen hierzu nur bruchstückhaft zu erkennen. Sie bündeln sich im Vertrauen auf den Quellenwert der von der Obrigkeit erstellten archivalischen und literarischen Zeugnisse, auf gegenreformatorische Ideologien wie die eines Martin Delrio, auf kategorisierbare Objektivationen von Möglichkeiten, auf die Rechtspraxis und auf theologische Vorstellungen. Die Geschichte des Hexenwesens und der Hexenprozesse muss auch die Alltagswelt der Angeklagten und der durch den allgegenwärtigen Vorwurf des Zaubereidelikts gefährdeten Menschen einbeziehen, dies um so mehr, als unvermutet auftretende physische und psychische Benachteiligung, Unfall, Impotenz, Krankheit und Tod auf magische Verursachung zurückgeführt wurden, legitimiert durch ein Weltbild, das auf gesellschaftlichen Konventionen beruhte. Zwar verwies etwa Johansen auf das Problem mangelnden Quellenmaterials für die Beantwortung dieser Fragen, doch durch neue Analyseverfahren sollten auch den oberflächlichen Zeugnissen Auskünfte über Lebensbedingungen und Mentalitäten der Betroffenen zu entnehmen sein. Hierzu trägt sicherlich auch eine sehr viel intensivere Untersuchung der semiliterarischen bzw. semioralen Popularisierung dämonologischen und magiologischen Wissens bei. Der Raum zwischen der «culture populaire» und der «culture des élites» enthält kein Vakuum, sondern ein Netz bislang nur teilweise erschlossener Vermittlungs- und Partizipationsstränge. Deren bessere Kenntnis wird auch das Problem der Hexenprozesse ein beträchtliches Stück seiner Lösung näherbringen. Einen wichtigen Schritt hierzu aber hat der vorliegende Band mit seinen kompetenten Beiträgen bereits geleistet.

Christoph Daxelmüller

RENATO BELLABARBA: *Attrezzi agricoli e lavoro dei mesi nella campagna marchigiana*. Macerata: Biemmegraf 1983. 83 S., Abb. (Quaderni del «Centro studi storici maceratesi», III).

Si tratta di un'esile raccolta di materiali che riporta non tanto gli attrezzi agricoli locali quanto il ciclo dell'anno, dalla primavera all'inverno. Gli arnesi compaiono più che altro nel titolo e soprattutto nelle diverse illustrazioni, per la verità molto «museografiche», tali da presentare i vari strumenti decontestualizzati da ogni ambiente e riferimento di utilizzo. Dalla lettura appare una volta di più quanto i proverbi dei mesi abbiano carattere sovraregionale (e talora anche sovralinguistico). Dal tutto spira purtroppo una certa aria di ritardo impostativo. Ben diverso, pur nella sua tradizionalità, doveva essere l'inquadramento degli usi connessi alle varie stagioni: non è ad esempio possibile liquidare l'estate in 6 pagine (p. 37–42). Sono state disattese le indicazioni che provengono da ricerche di tema analogo ma di grande valore quali Andreina Nicoloso Ciceri: *Tradizioni popolari in Friuli*. Udine: Reana del Rojale 1982, in cui il vol. 2 ha un'ampia, densa trattazione delle stagioni, ma inserita in un contesto di vita e di situazione sociologica. All'estate sono ad esempio dedicate 49 pagine (da p. 829 a p. 878), all'inverno 161 pagine (p. 579–740). Si vedano anche le splendide pagine di Dino Coltro: *Sapienza del tempo contadino. Lunario veneto, Venezia 1980*, con un ben diverso sviluppo di metodo e di sostanze. Anche noi lavoriamo al tema per la Svizzera italiana: gennaio (*Almanacco ticinese 1982*, p. 5–10), febbraio (*Alm. 1983*,

p. 5–9), marzo (Alm. 1984, p. 5–15), aprile (Alm. 1985, p. 5–13). Pure le nostre esperienze mostrano l'impossibilità di un procedimento a spizzico quale è stato applicato in questo fascicolo sulle stagioni viste dalla prospettiva della gente marchigiana.

Ottavio Lurati

CHRISTA PIESKE: Das ABC des Luxuspapiers. Herstellung, Verarbeitung und Gebrauch 1860 bis 1930. Unter Mitarbeit von Konrad Vanja und anderen. Berlin: Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz 1983. 377 S., Abb. (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 9).

Es ist still geworden in den letzten Jahren um die Begriffe und Themenbereiche Volkskunst und populäre oder Massenkunst, die in den späten 60er und frühen 70er Jahren vehement diskutiert worden sind. Um so verdienstvoller ist es, dass das Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin 1983 in einer vielbeachteten Ausstellung wichtige Objekte aus dem weiten Bereich der Populargraphik des 19. und 20. Jahrhunderts ausstellte. Langjährig geplant und vorbereitet, wäre die Ausstellung nicht möglich gewesen ohne die verdienstvolle Mitarbeit besonders von *Christa Pieske*. So zeichnet sie auch verantwortlich für den umfangreichen, die Ausstellung begleitenden Katalog, an dem vor allem *Konrad Vanja* neben *Theodor Kohlmann* und anderen mitarbeitete.

«ABC des Luxuspapiers. Herstellung, Verarbeitung und Gebrauch 1860 bis 1930», so war die Ausstellung, so ist der Katalog überschrieben. Massenhaft produziertes, mehr oder weniger künstlerisch gestaltetes Papier wird vorgestellt: Abziehbilder und Ankleidepuppen beispielsweise, Oblaten und Haussegen, Ansichtskarten und Papierkrippen, Andachtsbilder, Sargtapeten und vieles andere mehr. All das, was kritische Zeitgenossen als «Goldprägegreuel» oder «Katarrhzettel-Papier» bezeichneten. Der verbindende Überbegriff ist «Luxuspapier», ein Wort, das heute nicht mehr geläufig ist, im 19. Jahrhundert aber Luxusgegenstände aus Papier bezeichnete. In der Einführung «Zur Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Luxuspapiers» geht Christa Pieske kenntnisreich auf Fragen der Begrifflichkeit, der Situation von Sammlungen und der Sekundärliteratur ein. Sie arbeitet die Vorläufer dieser Formen im 18. und frühen 19. Jahrhundert heraus, beschreibt Ausgestaltung und Funktion des Luxuspapiers, dessen Herstellung, die wichtigsten Hersteller und Herstellungszentren, beispielsweise die grösste Luxuspapierfabrik der Welt Wolf Hagelberg in Berlin. Besonders spannend sind die Passagen über die «Soziale Frage», die fast immer «gnadenlose Arbeitswelt» in Fabrik und Heimindustrie.

Dem ABC des Luxuspapiers ist der zweite Teil des Buches gewidmet. In kurzen, aber sehr fundierten Artikeln, deren Autoren jeweils gekennzeichnet sind, werden rund hundertfünfzig Gegenstände vorgestellt, vom Abziehbild bis zu Zigarettenpackungen. Dabei werden die Objekte zunächst beschrieben, ihre Geschichte wird dargestellt, ihre Funktion und Herstellung; jeweilige Sammlungen, Quellen und Literatur werden benannt. Schliesslich vervollständigt ein umfangreiches Literaturverzeichnis und Firmenregister diese vorzügliche Arbeit.

Dass dieser Katalog für alle interessierten Laien und Fachleute ein wichtiges Nachschlagewerk ist, liegt auf der Hand. Doch möchten die Bearbeiter mehr erreichen: Ihre Arbeit soll Anreiz und Verpflichtung sein, weiter und intensiver zu sammeln und zu forschen. Und das ist in der Tat zu wünschen.

Elke Schwedt